

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 40 [i.e. 43] (1961)
Heft: 29

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Sonderseite Frauenstimmrecht

Er erscheint jeden zweiten
Freitag

Verkaufspreis 30 Rp.

Auflage
über 20 000 Exemplare

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post
Fr. 15.80 jährlich, Fr. 8.— halbjährlich. Aus-
landsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhält-
lich auch an Bahnhofskiosken. Abonnements-
einzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58
Winterthur. — Inserationspreis: Die einspaltige
Millimeterzeile oder auch deren Raum 25 Rp.,
Reklamen: 75 Rp. — Placierungsvorschriften
werden nach Möglichkeit berücksichtigt. —
Inseratenschluss Freitags der Vorwoche.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58 Alleinige Anzeigenannahme: Mosse-Annoncen AG, Limmattalquai 91, Zürich, Tel. (051) 24 26 00, Postcheckkonto VIII 1027

Die Situation des Fremdarbeiters in der Schweiz

Nach den Erhebungen des Bundesamtes für Industrie, Gewerbe und Arbeit waren Mitte Februar dieses Jahres insgesamt 275 291 kontrollpflichtige ausländische Arbeitskräfte bei uns tätig. Davon entfielen 27 428 oder 10 Prozent auf Saisonarbeiter, die um diese Jahreszeit relativ schwach vertreten sind. Das Hauptkontingent stellten die Nicht-Saisonarbeiter mit 247 863 oder 77,8 Prozent dar, denen die Grenzgänger folgten, die mit 33 878 oder 12,2 Prozent am Gesamtbefragten beteiligt sind.

Zu Zeiten des Spitzenbedarfs im Mitte August erhöhen sich diese Zahlen rasch und haben beispielsweise im Vorjahr gegenüber 250 794 im Februar Ende August 364 778 betragen. Uns interessieren im Zusammenhang mit dem Lebensstandard und den Lebensbedingungen des Fremdarbeiters nur jene Arbeitskräfte, die in unserem Lande während längerer Zeit leben und arbeiten müssen. Die Grenzgänger gehören nicht zu dieser Kategorie, weil es ihnen ungenommen bleibt, in ihrem eigenen Land zu arbeiten und von den dortigen Sozialleistungen zu profitieren. Das gilt insbesondere von den Deutschen, die zwar Freude haben an unsern durchwegs höheren Stundenlöhnen, die sich aber im Krankheitsfälle in Deutschland besser stellen.

Unter den kontrollpflichtigen Fremdarbeitern stehen die Italiener mit 158 773 nach wie vor an erster Stelle. Ihre Zahl ist gegenüber dem Vorjahr um 20 520 oder um 14,8 Prozent angestiegen. Die Deutschen verzeichnen bereits eine geringfügige Abnahme auf 65 954, wogegen die Oesterreicher mit 28 637 praktisch auf dem Vorjahresstand verharrten. Relativ schwach vertreten sind die Franzosen mit 9988 und die übrigen Staaten (Spanier, Engländer, Amerikaner und Angehörige der Benelux-Länder) mit knapp 12 000 Kräften.

Die Gliederung des Ausländerbestandes nach dem Geschlecht ist von Nationalität zu Nationalität verschieden. Während bei den Oesterreichern die Frauen mit 59 Prozent das Übergewicht haben, sind bei den Angehörigen aller andern Staaten die männlichen Arbeitskräfte stärker vertreten, vor allem bei den Italienern, deren Bestand sich zu zehnt Zehnten aus Männern und nur drei Zehnteln aus Frauen zusammensetzt. Der Anteil der Männer beträgt bei den Deutschen 53 Prozent, bei den Franzosen 57 Prozent.

Dort, wo wir am empfindlichsten unter dem gegenwärtigen Arbeitermangel leiden, nämlich in der Metallindustrie, im Hotelwesen, im Baugewerbe, in der Textil- und Bekleidungsindustrie und in der Landwirtschaft machen die Italiener gegenwärtig 60 bis 80,5 Prozent des Fremdarbeiterbestandes aus. Dagegen stehen die Deutschen in der Berufsgruppe Haushalt mit einem Anteil von 44,2 Prozent im Vordergrund. Es ist in der Tat nicht übertrieben, wenn wir sagen, dass mehr oder grosse und kleine Industriebetriebe und manches Baunternehmen ohne den Einsatz und die Schaffensfreude der italienischen Arbeitskräfte schon vor Jahren hätte geschlossen werden müssen.

Wie aber sieht die Würdigung aus, die der Fremdarbeiter in unserm Lande findet? Die Erlöschung ist, zufolge des immer noch zu geringen Angebots an leistungsfähigen und willigen Arbeitskräften, durchwegs als gut zu bezeichnen. Die Arbeitgeber, die in der Regel Ausländer aufnehmen, loben den guten Geist und den Einsatz vornehmlich der Italiener und die meist gute Ausbildung der Deutschen, welche letztere freilich bereits etwas

verwöhnt, wirken, so dass die Leistung nicht mehr die gleiche ist wie vor einigen Jahren. Da man aber das gleiche von den schweizerischen Arbeitskräften ebenfalls sagen muss, spielt hier der kollektive Arbeitsgeist und das Mass der Leistungskontrolle eine entscheidende Rolle. Unbestritten ist jedenfalls, dass die Italiener, die Oesterreicher und die Deutschen zu den hochwillkommenen Arbeitskräften unseres Landes gehören und dass man manchenorts mit Bangen die industrielle Entwicklung und Expansion unserer Nachbarländer verfolgt, die mit der Zeit mehr und mehr ihre eigenen Landleute absorbieren werden.

Aber bis dahin vergehen noch einige Jahre, und wir könnten uns darauf besinnen, womit wir den jahrelangen Aufenthalt der Fremdarbeiter angenehm gestalten könnten. Wie schon gesagt, fehlt es innerhalb der Betriebe meist nicht an durchaus positiven Leistungen. Um so schlimmer sieht die Freizeit des Ausländers bei uns aus. Namentlich der Italiener, der dafür bekannt ist, dass er sich monatlich nichts gönnt, um fast seinen gesamten Lohn der in Italien ansässigen Familie zukommen zu lassen, hat allen Grund, sich ernsthaft über uns Schweizer zu beklagen. Fürs erste verbietet man ihm, seine Frau und seine Kinder mitzubringen. Er trennt sich also von seiner Familie und gibt damit etwas vom Wichtigsten und Schönsten seines Lebens auf: das eigene Familienleben, das Erlebnis des Gedeihens und Wachsens seiner geliebten Kinder. Wenn er nun erwarten dürfte, hier bei uns ein behagliches Heim, entgegenkommende Gefühle, eine Atmosphäre der Freundschaft und Anerkennung zu finden, so täuscht er sich. Für den italienischen Fremdarbeiter werden in unsern Städten die schäblichsten Mietkasernen, die billigsten Baracken und die armseligsten Zimmer zur Verfügung gestellt. Keinem andern Land gegenüber würden wir uns getrauen, derart himmeltraurige Lagerstätten für gutes und schwer verdientes Geld zur Verfügung zu stellen. Aber es müssen schon eigentliche Skandale hervorgerufen werden, bis sich einmal eine Verwaltung dazu bequemt, wenigstens gelegentliche Kontrollen anzuordnen. Was dabei herauskommt sehen wir am Beispiel der reichen und sonst recht aufgeschlossenen Stadt Zürich — deren Kanton nebenbei bemerkt mit 73 884 Fremdarbeitern weit aus der Spitze steht. — Dort hat der Vorstand des Wirtschafts- und Gesundheitsamtes, Stadtrat Holenstein, auf eine diesbezügliche Interpellation hin geantwortet, dass das Wohnproblem der (sonst unentbehrlichen) fremden Arbeitskräfte nicht gelöst sei, dass die Stadt aber auch nicht daran denken könne, die Schaffung von Wohngelegenheiten selber an die Hand zu nehmen. Im übrigen seien skandalöse Zustände doch eher Ausnahmeerscheinungen.

Was Zürich hier wenig diplomatisch, aber durch aus wahrheitsgetreu ausdrückt, sagen andere Kantone etwas höflicher. Sie denken nämlich daran, vorerst eine Rechtsgrundlage dafür zu schaffen, dass Grossbetriebe, die sehr viele ausländische Arbeitskräfte beschäftigen, zur Schaffung geeigneter Unterkunftsmöglichkeiten verpflichtet werden können. Es ist schliesslich nicht einzusehen, warum grosse Industriebetriebe, die ja kaum mehr wissen, wie sie ihr Geld investieren können, nicht auch billige Wohnblöcke für ihre ausländischen Arbeitnehmer aufstellen könnten. Da sie es seit Jahrzehnten mit Erfolg für die inländischen Angestellten getan

haben, wird sie niemand daran hindern, in ihren eigenen Liegenschaften auch Zimmer und Kleinwohnungen an Italiener und Deutsche auszumieten. Wenn es ihnen ausserdem noch gelingt, im Rahmen ihrer Kantinenwirtschaft für preiswerte Morgen- und Nachessen, aber auch für gesunde Zwischenverpflegungen und vielleicht sogar Sonntagsrationen zu sorgen, so sind wir sicher, dass sich viele Ausländer entschliessen werden, länger hierzulanden und noch andere Familienangehörige nachkommen zu lassen. Viel verwickelter ist das Problem, wenn es sich beim Arbeitnehmer um einen Familienvater handelt. Hier haben wir während der letzten Jahre eigentliche Tragödien erleben müssen: nicht nur, dass die zurückgelassenen Frauen den Zusammenhalt mit dem Gatten verloren, sondern auch die Kinder, die während der jeweiligen Weihnachtsfeiertage ihren Vater kaum mehr erkannten. Sehr oft ist es auch vorgekommen, dass im Laufe des Jahres Babies geboren wurden, die ihren Vater erst kennenlernten, als sie bereits gehen konnten. Alle Bestrebungen, ganze italienische Familien in die Schweiz zu bringen, scheiterten an den Weisungen der eidgenössischen Fremdenpolizei, die natürlich die unabsehbaren Folgen dieser Immigration durchaus richtig erkannt hat.

Wir sehen schon an den Ausnahmefällen, die sich durch die Abgabe der unbefristeten Aufenthaltsbewilligung nach jahrelanger Niederlassung ergeben, dass die

Zunahme italienisch sprechender Kinder in vielen unserer Gemeinden recht komplexe Probleme aufgeworfen haben.

Vor allem müssen manchenorts neue Schulhäuser gebaut werden, weil doch immerhin auf nur dreissig Kinder eine eigene Klasse kommen muss. Das führt zur Vermehrung von Kindergärten- und Lehrstellen, zu neuen Bauaufgaben und einer Erweiterung der übrigen Gemeindeverwaltungsstellen. Das Wohnproblem ist ja nicht das einzige, das durch den Zustrom von ausländischen Familien aufgeworfen wird. Auch die religiöse Gliederung einer Gemeinde wird durch den Zustrom der italienischen Fremdarbeiter stark tangiert, und nicht zuletzt ist auch eine sichtbare Beeinflussung der sozialen Struktur der Wohngemeinde zu beobachten. Es gibt heute schon Schulklassen, deren Kinder zu einem Drittel von italienisch sprechenden Eltern abstammen: sie haben ganz andere Lebensgewohnheiten, ein ganz verschiedenes Temperament, andere Ansprüche und uns oftmals fremde Begriffe über Aufgabe, Form und Ziel des Unterrichts. Was heute noch eine Ausnahmeerscheinung ist, zeigt sich in zehn, zwanzig Jahren vielleicht als die Regel, zumal, wenn hier aufgewachsene Jugendliche sich innerhalb unserer eigenen Reihen ihre künftigen Ehepartner suchen und die Rassenvermischung mit einigen hunderttausend Fremdarbeitern auf Generationen hinaus weitergeht.

Damit sind Probleme angeschnitten worden, die der neuzeitliche Arbeitgeber angesichts seiner manchenorts katastrophalen Angestelltennot glatt negiert. Dass sie aber existieren, zeigte uns allein schon das Beispiel der «kleinen polnischen Invasion» während des Krieges. Damals liessen die internierten Polen Hunderte von illegitimen Kindern zurück, und nicht weniger von ihnen verheirateten sich auch bei uns. Aber die Zahl der unglücklich ausgehenden Ehen stand in keinem Verhältnis zu den Scheidungszahlen der schweizerischen Ehepartner: hier prallten Gegensätze der Erziehung, des Herkommens, der moralischen und ethischen Grundsätze aufeinander, die nur ein ganz grosses Mass an Liebe, Geduld und Einfühlung meistern konnten.



Durch Frauenhand zum Ehestand

Der waadtländische Staatsrat hat für den Bezirk Aubonne erstmals in der Schweiz eine Frau in das Amt eines Zivilstandsbeamten eingesetzt: Frau Suzanne Gaillard-Reymond kann nun bei Trauungen die Heiratskandidatinnen in wahrhaft schweizerischem Tone auf die Rechte und die Pflichten der Frau in der Ehe aufmerksam machen. Photopress

Nicht ganz so krass wird die Assimilierung der italienischen, österreichischen und deutschen Männer und Frauen in der Schweiz sein, weil sie vorher Gelegenheit hatten, lange in unserm Lande zu arbeiten und zu wohnen. Eine wirkliche Anpassung wird aber nur zu erreichen sein, wenn wir sie schon als willkommenen Fremdarbeiter in unsern Reihen aufnehmen, wenn wir ihnen sofort menschenwürdige Wohnstätten und Kantinen zur Verfügung stellen und wenn wir aufhören, sie als Menschen zweiter Klasse zu behandeln.

Vielleicht lohnte sich sogar die Frage, ob man nicht dem vermehrten Italienschunterricht in unsern Berufsschulen Vorschub leisten sollte? Nach dem Run aller Schweizer nach jeglicher Möglichkeit, Englisch zu lernen, wäre es durchaus am Platze, sich auch des Wertes der Italienischen Sprache zu besinnen: man könnte mit ihrer Hilfe nicht nur sympathische Kontakte mit unsern Landsleuten ennet dem Gotthard pflegen, sondern auch als Mitarbeiter und Vorgesetzter gegenüber dem Italiener Pluspunkte buchen. Kein Mittel hilft so grundlegend einen Menschen in seiner ganz komplexen Wesenart zu begreifen und zu verstehen, wie seine Muttersprache!

Da wir nun einmal darauf angewiesen sind, über eine Viertelmillion Fremdarbeiter während des ganzen Jahres bei uns zu beschäftigen, dürfen wir unsere Augen nicht vor den Pflichten verschliessen, die damit verbunden sind. Es ist zwar in der Regel Aufgabe der Gemeinden und Kantone, die Wohn-, Unterrichts-, Verpflegungs- und Krankenprobleme ihrer Einwohner zu regeln. Da es sich aber bei den vielen hunderttausend Fremdarbei-

Der Verbraucher und die Hochkonjunktur

Leben wir auf zu grossem Fuss?

Die konjunkturelle Anspannung hat in der Schweiz — wie auch in anderen europäischen Ländern — ein sehr hohes Mass erreicht. Bereits ertönen da und dort wieder Stimmen, welche Massnahmen zur Bremsung der Konjunktur verlangen. Die schweizerische Wirtschaft sei in jeder Hinsicht überbeansprucht; der Mangel an Arbeitskräften treibe die Löhne in die Höhe, und die überschüssige Kaufkraft der Verbraucher müsse eine neue Teuerungswelle verursachen. Die Parallelen der heutigen Situation mit jener der Jahre 1957/58 sind unverkennbar, nur, dass die damalige Geld- und Kapitalverknappung noch nicht in Erscheinung getreten ist. Sollte aber der währungsspekulative Geldstrom in die Schweiz nachlassen — so betonen Bankkreise —, dann würde das Geld- und Kapitalangebot bei weitem nicht mehr ausreichen, um übersteigerte Bedürfnisse zu decken. Die 1957/58 getroffenen Massnahmen zur Bremsung der angeblichen Ueberkonjunktur blieben besonders den Konsumenten in ungunstiger Erinnerung. Die Vorkheften gipfelten bekanntlich im Signal der Nationalbank (Diskontsatzserhebung) zu einer allgemeinen Kreditverengung und in der Aufforderung an die Adresse der Verbraucher, ihren Gürtel enger zu schnallen. Die Massnahmen konnten weder die Konjunktur bremsen noch brachten sie die Teuerung

zum Stillstand. Das Fazit jener Aktionen bestand lediglich darin, dass etwa 25 000 dringend benötigte Wohnungen weniger gebaut wurden, dass gewerbliche Unternehmen zufolge der Kreditstrenge Konkurs machten und dass die Teuerung zufolge der Zinsatserhöhung noch zusätzlichen Auftrieb erhielt. Heute ist es vor allem die momentane Verschlechterung der Handels- und Ertragsbilanz, welche die Behauptung zu neuem Leben erweckt, wonach der Schweizer über seine Verhältnisse lebe. Es herrscht kein Zweifel darüber — so lesen wir in einem Bericht —, dass die Schweiz heute zu viel verbräuche, dass sie vom Ausland an Gütern und Dienstleistungen mehr beziehe, als sie dorthin liefere. Der legitime Anspruch des Konsumenten auf einen wachsenden Lebensstandard, auf Befriedigung neuer Bedürfnisse, wird in gewissen wohlstehenden Handels-, Industrie- und Finanzkreisen als etwas Abnormes, als verurteilungswürdig hingestellt. Die Konsumenten sollen auf «überflüssige Aufwendungen» verzichten, dozierte ein Generaldirektor. Und zu allem Überflüss wendet sich auch unsere oberste militärische Führung gegen «die Angewohnung an Bequemlichkeit und Luxus», weil «die damit verbundene Lebensweise den Keim einer Schwächung unserer physischen und moralischen Widerstandskraft in sich trägt».

Der Verbraucher ist kein Prügelknabe!

Von der hohen Warte einiger zehnel- oder hunderttausend Franken Jahreseinkommen hören sich der-

artige Ermahnungen schlecht an. Wären sie berechtigt, so müssten ihre Verkünder längst auf jenem «physischen und moralischen Tiefpunkt» angelangt sein, dessen Erreichung sie bei andern befürchten. Der Bankdirektor denkt natürlich nicht daran, im Sinne der Verbrauchseinschränkung auf seinen feudalen Wagen und im Zeichen des Arbeitskräftemangels auf den Geschäftsauffeuer zu verzichten. Vom kleinen Verbraucher aber erwartet man es als selbstverständlich, dass er aus «staatspolitischer Einsicht» den ohnehin nicht zu weiten Gürtel enger zieht. Solche Forderungen an die Adresse der Verbraucher haben nicht nur einen falschen Unterton; sie sind auch ökonomisch nicht gerechtfertigt.

Die gegenwärtige Hochkonjunktur ist vor allem durch den Export und durch die grossen Investitionen bedingt. Von einer preistreibenden Uebernachfrage bei den Konsumgütern kann heute nicht die Rede sein. Wohl zeigen die Detailhandelsumsätze eine hohe Verbrauchsquote, aber dank erweiterter Produktionskapazität und günstiger Importmöglichkeiten ist das Angebot nach wie vor sehr gross. Angesichts unserer überreichlich vorhandenen Währungsreserven ist ein Handelsbilanzdefizit, das heisst die zusätzliche Befriedigung der Nachfrage vom Auslande her, kein Grund zum Jammern, sondern konjunkturell und teuerungspolitisch eine Wohltat. Eben um dieser Wohltat teilhaftig zu werden, haben andere Länder ihre Währungen

aufgewertet (Stimulierung der Einfuhr, Dämpfung des Exportes). Die Schweiz hat das Glück, eine Währung zu besitzen, die solcher Manipulationen heute offenbar nicht bedarf. Mit Hilfe der Importe sind wir ohne weiteres in der Lage, die Hochkonjunktur zu meistern. Die Aussenhandelszahlen des Monats Mai zeigen überdies, dass die Mehreinfuhren insbesondere auf erhöhte Bezüge von schweren Massengütern (Maschinen und andere Produktionsmittel) zurückzuführen sind. Von solchen Importen werden wir aber nicht ärmer, sondern reicher, weil sie das Leistungsvermögen unserer Wirtschaft steigern. Die Konsumgüterimporte sind zudem geeignet, kostenbedingte Preiserhöhungen im Inland zu dämpfen; sie stellen somit das beste Mittel zur Teuerungsbekämpfung dar.

Die genauere Analyse der heutigen Konjunkturlage, der Aussenhandels- und Währungssituation sowie die Ueberprüfung der vorhandenen Teuerungsfaktoren zwingen zur Feststellung, dass die Dinge keineswegs so kritisch liegen, dass sich eine Wiederholung des zweifelhaften Experimentes zur Konjunkturdämpfung, desjenigen vom Jahre 1957/58, rechtfertigen würde. Es entsteht der Eindruck, gewisse Kreise versuchten einmal mehr, den Konsumenten als Prügelknaben hinzustellen für einige nachteilige Seiten der Hochkonjunktur und für Teuerungsfaktoren, auf welche der Verbraucher leider nicht den geringsten Einfluss hat.

Schweiz. Studiengruppe für Konsumentenfragen

tern um Leute handelt, die der Kontrolle der eigennützligen Fremdenpolizei unterstehen, liesse sich auch die

Schaffung einer schweizerischen Fürsorgestelle für den ausländischen Fremdarbeiter in der Schweiz

denken. Ihr oblag nicht nur die Aufsicht über die Wohnverhältnisse der Zuzüger, sondern auch die Beratung und praktische Hilfe in familiären, wirtschaftlichen und gesundheitlichen Fragen. Neben einer unentgeltlichen Rechtsbeistand mussten den Fragestellern ein Arzt, eine Fürsorgerin und unter Umständen auch eine Polizeiasistentin zur Verfügung stehen, unter deren Obhut die mannigfaltigen Probleme immigrierter Fremdarbeiter gelöst werden könnten.

Man täusche sich nicht: solche Aufwendungen könnten ohne weiteres von der profitierenden Industrie getragen werden, und sie würden sich lohnen, wenn man das Problem der Assimilierung des Ausländers auf weite Sicht zu betrachten wagt. Wenn wir die Lösung dieser Fragen dem Zufall überlassen, wird das so lange gut gehen, als die wirtschaftliche Situation unseres Landes nicht stark verschlechtert. Sobald aber unsere Nachbarländer einmal selber in diese Lage geraten, stehen wir ihnen gegenüber. Oder aber: die wirtschaftliche Situation verschlechtert sich in ganz Europa, und wir werden die überschüssigen, inzwischen niedergelassenen Ausländer nicht mehr los. Beides kann zu eigentlichen Krisen führen, wenn nicht schon heute Leute, die den Ueberblick und genug Weitsicht haben, eine langsame, stetige, aber doch zurückhaltende Einwanderungspolitik aufstellen und mit entsprechenden Sozialleistungen unterstützen.

e.v.



21. Board-Meeting der International Federation of Business and Professional Women (Internat. Verband der Berufs- und Geschäftsfrauen) in Victoria Falls, Südrhodesien

Unter dem Vorsitz der internationalen Präsidentin, Fräulein Elisabeth Feller (Schweiz), fand vom 21. bis 27. Mai 1961 in Victoria Falls (Südrhodesien) das 21. Board-Meeting der I.F.B.P.W. statt. Es war dies die erste Sitzung des Internationalen Verbandes auf afrikanischem Boden. — Angesichts der politischen Spannungen und Wirren in Afrika, zeichnete sich schon früh ab, dass die Zahl der Teilnehmerinnen erheblich kleiner sein würde als in früheren Jahren. Immerhin kamen 180 Frauen aus 19 verschiedenen Ländern zusammen. Die Schweiz delegierte zwei Mitglieder: Frau G. Kiesel (Winterthur) und Fräulein Nägeli (Zürich). Durch die Präsidentin des einladenden Landesverbandes von Rhodesien und Njassaland, Mrs. Wl. Petersen, und die internationale Präsidentin Fräulein E. Feller begrüsst, eröffnet durch den Gouverneur von Südrhodesien, Sir Humphrey Gibbs, nahm das 21. Board-Meeting seinen Anfang. Vorgängig fand ein sehr gut vorbereitetes «Gespräch am runden Tisch» (Panel Meeting) statt, das unter dem Vorsitz von Miss Margaret Hyndman, Q. C. (Kanada), der früheren internationalen Präsidentin, stand. An diesen Gesprächen wurden die Thematika für die Arbeitsgruppen (Workshops) grundlegend behandelt. Vor allem wurden die im Jahre 1961 anlässlich der Gründung der Federation festgelegten Richtlinien — angesichts der sich verändernden Weltlage — auf ihre heutige Gültigkeit hin geprüft und diskutiert. Die eigentlichen Gespräche fanden in sieben Sitzungen ihre Erledigung, u. a. wurden die Berichte der internationalen Präsidentin, der Generalsekretärin, Rechnung und Bericht der Quästorin, des UNO, des Unesco, des Flüchtlingskomitees, des Credential Committee entgegen- und angenommen. Vor allem interessierte der Bericht des Mitgliederkomitees, des Gremiums, das sich mit dem Ausbau unseres Mitgliederbestandes befasst und die Führung nimmt mit Verbänden von neuen Ländern.

Mit herzlichstem Dank nahm die Federation das Angebot des norwegischen Landesverbandes an, den vom 25. bis 31. Juli 1962 stattfindenden nächsten Kongress in Oslo durchzuführen.

Nebst den Arbeitssitzungen, den Ausflügen, Musik- und Filmvorführungen galt das Meeting dem Gespräch von Frau zu Frau, dem Sichkennenlernen über alle Schranken der Landesgrenzen, Kontinente und Rassen hinweg.

Zu dieser ersten Tagung auf afrikanischem Boden hatte der Internationale Verband drei führende afrikanische Frauen aus Nigeria, Kenja und Basutoland zur Teilnahme eingeladen, um mit ihnen ins Gespräch zu kommen und um ihnen einen Einblick in unsere Tätigkeit geben zu können.

Dem besseren Verständnis, der gegenseitigen Achtung als Wegbereiter zur Entspannung der internationalen Lage, soll auch das für 1962 gewählte internationale Thema gewidmet sein, das ja für alle Clubs in der ganzen Welt verbindlich erklärt wird und im Laufe des Februars 1962 behandelt werden soll.

Geschmackvolle Briefumschläge,
gediegene Schreibpapiere
tragen dieses Zeichen

H. GOESSLER AG, ZÜRICH 45

Im Rampenlicht

Charles Aznavour als «Pulcinella»
jgg — Roberto Rossellini verhandelt gegenwärtig mit verschiedenen Produktionsfirmen wegen eines Filmes, den er die berühmte «Pulcinella»-Figuren drehen möchte. Das Drehbuch, das Rossellini bereits nach einer eigenen Idee mit Dominique Aubrier schreibt, erzählt von der Begegnung des Hof von seiner Heimat Neapel mit der Hof des Sonnenkönigs. Für die Titelrolle konnte Roberto Rossellini den berühmten französischen Chansonnier und Schauspieler Charles Aznavour verpflichten.

«Boccaccio 1970»

jgg — Nachdem für den Vier-Episoden-Film «Boccaccio 1970» die Regisseure Federico Fellini und Vittorio de Sica sich für Anita Ekberg und Peppino di Filippo beziehungsweise Sophia Loren und eventuell Alberto Sordi als Hauptdarsteller ihrer «Episoden» entschlossen haben, gab Regisseur Nr. 3, Luchino Visconti, jetzt bekannt, dass bei ihm

Raymond Schneider — ohne Alain Delon — und John Gavin spielen werden. Gegen dieses Aufgebot an Namen versucht der «Vierte im Bunde» Mario Monicelli, sich auf seine Weise zu behaupten: Er wird seine Geschichte ohne Berufsschauspieler drehen.

Wie werde ich Filmstar?

jgg — Einen neuen Weg dazu weist der Erfolg zweier deutscher Mädchen, Elke Sommer und Heidi Erich. Beide begannen ihre Filmkarriere in England als «Dienstmädchen». Heidi Erich, die als Partnerin von James Robertson Justice in «Very Important-Pension» debütierte, wird nach diesem Talentbeweis nämlich eine ebenso grosse Karriere vorausgesagt, wie sie ihre «Kollegin» Elke Sommer machte, die mit ihrer sechsstelligen Gage schon beinahe ein internationaler Star ist. Wenn sich diese Möglichkeit der Entdeckung erst einmal herumsprochen hat, dürfte es in England bald kein «Perlen-Problem» mehr geben.

Eine Begegnung europäischer Frauen in London

Schon mehrmals hatten wir Gelegenheit, über die junge Europäische Frauen-Union im Frauenblatt zu berichten. Sie wurde vor sechs Jahren auf Anlass österreichischer Politikerinnen geschaffen und hielt schon in London ihre vierte Generalversammlung ab. Die Grundsätze, die bei ihrer Schaffung massgebend waren, sind auch heute noch gültig: Verteidigung der geistigen Werte des Abendlandes, der Demokratie und der christlichen Weltanschauung. Inzwischen ist die junge Organisation sichtlich erstarkt; an der von der sympathischen Römer Abgeordneten Dr. Elsa Conci geleiteten Tagung wurde als neue Sektion Schweden aufgenommen. Somit sind jetzt zehn Länder vereinigt: Frankreich, Österreich, Westdeutschland, Italien, Grossbritannien, Benelux, Finnland und Schweden. Die Schweiz ist als einziges Land ohne politische Frauenrechte einzuweisen beobachtend dabei, arbeitet aber durch ihre für einiger Zeit geschaffene Arbeitsgemeinschaft mindestens so intensiv mit wie andere Staaten. Auch befindet sich auf Wunsch des Vorstandes neuerdings das Generalsekretariat in der Schweiz und wird durch M. M. Freuler-Bühler (Basel) trefflich verwaltet.

Erstmal konnte die Schweiz acht Delegierte beider Konfessionen an eine Generalversammlung senden, so dass es uns möglich war, an den Sitzungen sämtlicher Kommissionen anwesend zu sein. Im Schloss der neun Kommissionen wird tatsächlich die Hauptarbeit geleistet. Gemeinsam berieten die juristische und die Familienkommission über Fragen des Eheerbes, des Güterrechts, der Rechte der Eltern über die Kinder u. a.; gemeinsam fanden sich die ausserpolitische und die Wirtschaftscommission zum Studium einer Annäherung zwischen EFTA- und EWG-Staaten zusammen und besprachen auch die Verantwortung gegenüber Entwicklungsländern. Die Flüchtlingskommission setzt sich für eine würdige Behandlung der Flüchtlinge ein; die soziale Kommission unterstützt die Stellung der Frau und Mutter und empfiehlt vermehrte Teilzeitarbeit für Mütter. Die Kommission für Erziehung und Unterricht fordert u. a. eine objektive Darstellung der Geschichte für die Schuljugend. In der Presse-, Rundfunk-, Fernsehen- und Film-Kommission wird gefordert, dass der Europagedanke vermehrt Einlass finde und die Jugend vor schlechten Einflüssen durch Ausmerzung minderwertiger Literatur und schlechter Filme bewahrt werde. Probleme der Kommunalpolitik, in die unsere Delegation eine ihre staatsbürgerlichen Rechte ausübende Waadtländerin ab-

ordnen konnte, diskutierte vor allem Probleme des kommunalen Schwelwesens.

Die auf Grund von Fragebogen und deren Beantwortung erarbeiteten Ergebnisse wurden in Resolutionen dem Plenum vorgelegt und genehmigt und sollen später den Regierungen wie auch dem Europarat unterbreitet werden, in dem die EPU Konsultativstatus hat.

Die Tagung stand unter dem Motto «Europa und die Entwicklungsländer»; die verschiedenen Vorträge in den öffentlichen Versammlungen waren alle diesem Leitmotiv unterstellt. So sprach der Unterhausabgeordnete Hugh Fraser über den wirtschaftlichen Aspekt des Problems, die Französin Lucrèce Guelfi über den menschlichen und sozialen Aspekt; Dr. Margarethe Ottinger berichtete über die Tätigkeit des Afro-asiatischen Instituts in Wien, und am Schlussabend im Church House gab der Lordsgiebelbewahrer Edward Heath einen allgemeinen Ueberblick über heutige Probleme in Europa, wobei er insbesondere die Verbundenheit von Europa mit Entwicklungsländern unterstrich.

Empfänge im Oberhaus und im Unterhaus boten willkommene Gelegenheit, mit englischen Politikern ins Gespräch zu kommen, und einigen von uns war vor der Londoner Tagung die Möglichkeit geboten, privat in englischen Familien gastfreundlich aufgenommen zu werden und ausserdem da und dort über schweizerische Verhältnisse zu sprechen, so etwa am Radio und im Fernsehen oder vor kleineren oder grösseren Gruppen von interessierten Engländern. Die Berichterstatterin selbst war sehr erfreut über die Gelegenheit, vor einem Kreise von etwa 40 jungen Konservativen beiderlei Geschlechts über die Besonderheiten der schweizerischen demokratischen Formen (Landsgemeinde) sprechen zu können.

Hat neben den zahlreichen internationalen Organisationen von Frauen die EPU eine Berechtigung; gibt es nicht schon zu viele solcher Zusammenschlüsse? Wir glauben heute nach einer sechsjährigen Bewährungsfrist sagen zu können, dass diese europäische, auf christlicher Grundlage aufgebaute Verbindung ihre besonderen Aufgaben hat, dass sie entwicklungs- und ausbaufähig ist und hoffentlich die von verschiedenen prominenten Persönlichkeiten in sie gesetzten Erwartungen durch ihre Tätigkeit nicht enttäuschen wird. Auch die Frauen sind aufgerufen, an der Einigung Europas mitzuarbeiten, und diesem Ziel widmet sich die Europäische Frauen-Union.

E. V. A.

Gymnastikerinnen und Tänzerinnen in Bern

Der fast ausschliesslich aus Frauen zusammengesetzte Schweizerische Berufsverband für Tanz und Gymnastik hat erfreulicherweise nach einjähriger Unterbrechung seine Sommerkurse für Tanz und Gymnastik wieder aufgenommen und den heurigen Kurs mit Rücksicht auf die Hypsa vom 11. bis 22. Juli in Bern durchgeführt. Und so versammelten sich denn während zweier Wochen alltäglich einige Dutzend Gymnastiklehrerinnen und Tanzschülerinnen in der geräumigen Turnhalle des Berner Marzili-Quartiers zu intensiver, anstrengender Arbeit. Der Kurs konzentrierte sich diesmal auf vier Lehrgänge, von denen die meisten von allen Kursteilnehmern besucht wurden und die vom Morgen bis zum Abend aufeinanderfolgten. Den Tag eröffnete eine bewährte Schweizer Lehrkraft: Frau Nora Guldstein (Basel), die weithin bekannte, auch an der Turn- und Sportschule in Maglingen wirkende Gymnastiklehrerin, die in ihren wohlaufgebauten Morgenstunden die mehr oder minder verschlafenen Glieder der Kursteilnehmer lockerte und darüber hinaus mit ihrem systematischen Lehrgang dem Ziel zustrebte, das sie selbst in einem Radio-Interview während des Kurses aufgezeigt hatte: den Körper und seine Glieder zu vollendet harmonischer Bewegung heranzubilden. Weiter geht ja die Gymnastik nicht, im Gegensatz zum Tanz steht sie nicht unter der Herrschaft einer künstlerischen Idee.

Auf Frau Guldstein folgte dann der Unterricht in der dem modernen amerikanischen Tanz zugrunde liegenden Körpertechnik, für den der Verband Joseph Gifford, den Lehrer an der Bostoner Kunsthochschule, gewinnen konnte, der überdies auch noch Leiter einer eigenen Kammeranzgruppe ist. Griffford, für dessen Körpertechnik und Tänzerkunst seine eigene Lehrzeit bei Doris Humphrey wohl entscheidend gewesen sein dürfte, entledigte sich seiner Lehraufgabe mit Verve und jugendlichem Schwung. Wenn er auf der Trommel seine elektrisierenden Jazz-Rhythmen schlug, dann gab es keine

Müdigkeit, keinen Muskelkater, keine wehen Füsse mehr, alle folgten mitgerissen und begeistert der Serie seiner Übungen, die vom Einfachen zum Komplizierten fortschreitend sorgsam den anatomischen Möglichkeiten des Menschen angepasst sind und daher weniger anstrengen als etwa die abrupte Bewegungstechnik einer Martha Graham. Auch die erste Doppelstunde der Nachmittagstage stand Gifford zur Verfügung, und hier folgte nun auf den Unterricht in der Körpertechnik die Unterweisung in der eigentlichen Tanzgestaltung. Gifford gab ein Thema, liess es von den Schülern frei bearbeiten und variierten und analysierte und korrigierte dann die vorgeführten kurzen Tänze. Er verstand es in ausgereicherter Weise, die Schüler zu eigenem Arbeiten anzuregen, ihnen dazu Lust zu machen, allfällige Hemmungen und Unsicherheiten, die bei einem so bunt zusammengesetzten Kurs unvermeidlich da oder dort vorhanden waren, auszuhalten. Wir haben selten in einem vorwiegend von Schweizerinnen besuchten (das internationale Element war freilich durch Kursteilnehmer aus Deutschland, Israel, Schweden, Ägypten, Frankreich und den USA vertreten) Tänzerkurs einen derartigen Grad von Spontanität in der Arbeit erlebt. Die Kursteilung hatte also mit der Verpflichtung Giffords, dem übrigen in Frau Lilli Radrizzani ein rhythmisch sichere, hohe Einfühlungsbewährende Begleiterin am Klavier zur Seite stand, einen ausgezeichneten Griff getan.

Die letzte Doppelstunde des Tages gehörte dann der klassischen Ballettechnik und Haris Plucis, dem hervorragenden Lehrer der Zürcher Ballett Akademie, der allerdings nur die Schweiz bald verlassen und in Wien als Lehrer am Staatsopernballett wirken wird. Plucis hat nicht zum erstemal an einem Sommerkurs des Schweizerischen Berufsverbands für Tanz und Gymnastik seine ungewöhnlichen Qualitäten als Ballettzieher unter Beweis gestellt. Seine hohe Musikalität, sein Sinn für Schönheit der Posen und Bewegungen, sein Wissen um die Basis-

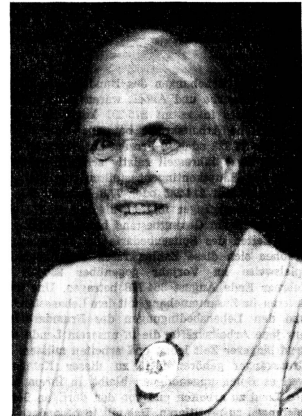
Wir gratulieren

Georgine Gerhard 75jährig

St. Gallen, im August 1961

Liebes Fräulein Gerhard,

Es ist eine grosse Ehre und Freude für mich, dass ich Ihnen im Schweiz. Frauenblatt und im Namen des Schweiz. Frauenblatts zu Ihrem 75. Geburtstag am 18. August gratulieren darf. Jahrelang, das heisst von den bewegten dreissiger Jahren bis zur Auflösung des Schweizerischen Hilfswerkes für Emigrantenkinder haben wir uns in gemeinsamer Sache bemüht, und es war für mich junge und unerfahrene Präsidentin der St. Galler Sektion eine grosse Hilfe und nie vergessene Bereicherung, dass ich von Ihnen, der Gründerin der Basler Hilfe für Emigrantenkinder, lernen durfte. Bei Ihnen sah ich, dass methodisch und sachlich geleistete Hilfe



nie die Anteilnahme des Herzens ertönen musste, und dass für Sie in jedem Falle der Mensch wichtiger war als der «Fall». Wie habe ich immer wieder Ihre praktische Zugriffigkeit bewundert, Ihr sofortiges Erfassen des Wesentlichen eines ungestellten Problems, aber noch mehr die warme Herzengüte, mit der Sie alle «Ihre» Kinder umfassen, und die gar nicht weiche Liebe, mit der Sie den oft schwierigen Kindern und den noch viel schwierigeren Eltern begegneten. Im Umgang mit den Kindern zeigte sich die begnadete Lehrerin, die Sie waren, ehe Sie sich vom aktiven Lehramt an der Töchterschule Basel in deren Sekretariat zurückziehen mussten.

Muss ich Ihnen alles aufzählen, was Sie für die Sache der Frauen getan haben, das Frauenblatt wäre wohl der richtige Ort für eine solche Aufzählung. Aber ich weiss, dass Ihnen an einer Bekehrung nichts liegt, und erwähne daher nur in aller Kürze Ihre intensive Mitarbeit im Basler und im Schweiz. Lehrerinnenverein, Ihren Einsatz in der Abstammungslehre, Ihren jahrelangen, jetzt noch nicht abgebrochenen Kampf um das Frauenstimmrecht, den Sie sowohl als Präsidentin der Basler Vereinigung für Frauenstimmrecht als auch als Mitglied des schweizerischen Zentralvorstandes führten. Was alles an Mühe und Arbeit hinter diesen Bestrebungen steckt, wissen Sie selbst am besten, wir ahnen es und möchten Ihnen dafür von Herzen danken. Das Frauenblatt, das Ihrer gewandten Feder so manchen Artikel verdankt, stellt sich freudig in die Reihe Ihrer Gratulanten am heutigen Tage, und der BSF wünscht der ehemaligen Präsidentin seiner Kommission für Familienfragen für die kommenden Jahre noch viel Gutes und Schönes. Noch wollen Sie sich nicht zur Ruhe setzen, immer noch bewegen Sie die Sorgen und Nöte mühseliger und beladener Menschen, das Schweizer Kinderdorf in Israel gehört zu Ihren jüngsten Schützlingen und viele ehemalige Betreute suchen noch immer bei Ihnen Rat und Hilfe. Da können wir Ihnen nur noch viele Jahre fruchtbaren Wirkens wünschen. Ad multos annos, liebes Fräulein Gerhard!

In herzlicher Verbundenheit

Ihre Dora J. Rittmeyer-Isslin

Die Aesthetik auf einer blitzsauberen Technik, sein Verständnis, die Schüler von der rein technischen Bewältigung zu ästhetischer Gestaltung zu führen, haben sich auch diesmal wieder bewährt. Die eigentlichen Unterrichtsstunden dieses Sommerkurses, der dem Schweizerischen Berufsverband für Tanz und Gymnastik zur Ehre gereicht, wurden sehr glücklich ergänzt durch die Vorführung amerikanischer Tanzfilme, einem Film über die Arbeit der Martha-Graham-Schule und der verfilmten «Western Symphony, einem choreographischen Meisterwerk Georges Balanchins, der sich dabei von spezifischen Eigenheiten der Rhythmen und des Bewegungsstils Amerikas im Tanz inspirieren liess. An die Filmbildung schloss sich dann noch eine recht anregende Diskussion über den modernen Tanz in Amerika, über den Gifford vielen Fragenden präzise und aufschlussreiche Antworten gab. Mancher Teilnehmer ist dieser Sommerkurs nur zu schnell vorübergegangen und nur die Hoffnung, dass ihm im nächsten Jahr wieder ein neuer Kurs folgen wird, hat den Abschied leichter gemacht.

W. Gysling

Frauenstimmrecht

Verantwortliche Redaktion dieser Seite:
Vereinigung für Frauenstimmrecht Basel
und Umgebung, Zuschriften an: Frau
A. Villard-Traber, Sochiinstrasse 43, Basel

Kleine Nachlese vom 1. August

Dass die Frauen nicht aufgeben, nicht den Kampf um nicht die Hoffnung, das zeigt sich auch immer am 1. August. Neben denjenigen unter uns, die nicht an eine Feier gehen mögen, an der die Worte «Freiheit» und «Demokratie» gar so höllisch klingen, wenn nicht auch das Frauenstimmrecht als Forderung wenigstens erwähnt wird, gibt es die andern, die grad deshalb an Augustfeiern teilnehmen, weil sie hoffen, der Redner werde die Frauen nicht vergessen, und die deshalb jedes Wort aufmerksam verfolgen. Wieder andere von uns stützen sich am 2. August auf alle Zeitungsberichte über Augustfeiern, ob nicht da und dort das Frauenstimmrecht von einem Festredner erwähnt worden sei. Fündel sich nichts in der Zeitung, so hofft man immer noch ein wenig, der Berichterstatter habe eine solche für die Frauen interessante Stelle vielleicht nur weg gelassen, weil er selbst nichts übrig habe für das Frauenstimmrecht.

Dies Jahr ist uns nur von zwei freudigen Fündeln um den 1. August berichtet worden:

Sind die Ragazer für das Frauenstimmrecht?

Erstens hat auf dem Dorfplatz von Ragaz Dr. Georg Thürer, Professor an der Handelshochschule von St. Gallen, zwar nicht von «Frauenstimmrecht», sondern sehr vorsichtig nur von der «Mitarbeit der Frau» gesprochen. Immerhin ganz unmissverständlich im Sinne von politischer Mitarbeit und erst noch so, als stehe diese vor der baldigen Verwirklichung. Eine besondere Freude bedeutete unserer Gewährs-frau, dass der ganze Dorfplatz an dieser Stelle der Rede Dr. Thürers vom begeisterten Klatschen der Zuhörer widerhallte — das einzige Mal, dass die Rede überhaupt unterbrochen wurde. Waren an diesem «fortschrittlichen» Klatschen die Ragazer oder die Kurgäste schuld?

«Die Schweiz mit den Augen unserer Nachbarn gesehen»

Zweitens konnte man im «Echo der Zeit» am 1. August von Bernomünster her ebenfalls das Frauenstimmrecht erwähnt hören: Zum Thema «Die Schweiz mit den Augen unserer Nachbarn gesehen» wurden ein Franzose, ein Italiener, ein Deutscher und ein Österreicher interviewt. Der recht kritische Österreicher meinte abschliessend, er könne vor-

Die Schweizerin und die individuellen Freiheitsrechte

Jedes Schweizerzschlägt höher beim Klang des Wortes «Freiheit». Die individuellen Freiheitsrechte garantieren die Freiheit vom Staat: Glaubens- und Gewissensfreiheit, Vereinsfreiheit, Petitionsfreiheit, die Freiheit, eine Ehe einzugehen, die Handels- und Gewerbefreiheit, die Niederlassungsfreiheit. Es mutet eigentlich sehr merkwürdig an, dass alle diese Gesetzesparagrafen in maskulinem Form abgefasst sind und nur teilweise für beide Geschlechter gelten. Zum Beispiel darf jeder Bürger an seinem Niederlassungsort an Wahlen und Abstimmungen teilnehmen; die Frauen aber sind da ausgeschlossen. Hingegen muss jeder Bürger Steuern bezahlen: Hier werden die Frauen nun miteinbezogen. Wie ist es eigentlich möglich, dass gleichlautende Paragrafen so verschieden ausgelegt werden? — Es gibt in verschiedenen Expertenkommissionen zu Gesetzesänderungen bereits miteberatende Frauen; wenn es aber um die endgültige Abstimmung geht, so haben sie nichts mehr zu sagen. Es wird dann alles von den Männern bestimmt, und zwar auch in vielen Fragen, die sehr «weiblich» sind. Es würde unserem Lande bestimmt wohl anstehen, wenn auch die Frauen stimmen dürften: Erst so würde aus der Schweiz eine wirkliche Demokratie.

Aus einem Vortrag von Dr. L. Ruckstuhl. hz

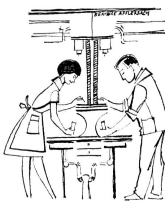
allein nicht verstehen, weshalb die Schweizer Männer den Frauen noch immer nicht das Stimmrecht geben wollten.

Zückerli und anderes

In Aarburg hielt eine Frau, Dr. Ida Somazzi, die Augustrede. Auch so ein kleines Zückerli für uns. Und in Pfyn, im Kanton Thurgau, waren es die Frauen und Töchter, die «mit Entrüstung feststellten», dass für den «Augustfunken» nicht gesorgt worden war. Die Schulbuben hätten das traditionsgemäss tun müssen. Darauf machten sich die Frauen und Töchter auf, um in letzter Minute in den grossen Waldungen der Gemeinde das Holz zusammenzuholen. Das ist kaum für das Frauenstimmrecht so gemacht worden. Aber wer weiss, vielleicht hat es doch ein paar Männer nachdenklich gestimmt. «edenfalls derjenige, der die Zeitungsmeldung verfasste, muss da gewisse Zusammenhänge gesehen haben. Gab er seinen Berichtlinen doch die Ueberschrift «Hast noch der Töchter ja...»

Sind wir überempfindlich?

Schon vor dem 1. August hat unsere unermüdete schweizerische Präsidentin, Frau Dr. Lotti Ruckstuhl, die Redaktion der Neuen Zürcher Zeitung aus dem Busche zu klopfen gewusst. Sie regte an, im 1.-August-Artikel doch darauf hinzuweisen, warum viele Frauen den Festreden mit gemischten Gefühlen entgegensehen. Zwar ist auf Grund dieser Anregung



Gleiche Arbeit
Gleicher Lohn

Waadtländer Sekundarlehrerinnen wehren sich

Für die waadtländischen Lehrer und Lehrerinnen der Mittelstufe (Sekundar- oder Mittellehrer) besteht das Prinzip «Gleiche Arbeit — gleicher Lohn» nicht. Seit 1939 schon machen die Sekundarlehrerinnen Anstrengungen, um ihre finanzielle Situation zu verbessern. Ihre Forderungen sind bis heute (also während 22 Jahren) dieselben geblieben: gleicher Grundlohn bei gleichen Ausweisen und gleicher Stellung im Beruf. Erhöhte Zulagen, die proportional auf die Grösse der Familienlasten abgestimmt sind. 1947 hatten die Sekundarlehrerinnen einen ersten kleinen Erfolg zu verzeichnen: der Abstand zwischen dem Lohn einer Lehrerin und eines ledigen Lehrers wurde etwas verringert. Seither erhält eine Sekundarlehrerin am Anfang ihrer Anstellung 80,5 Prozent des Anfangslohnes ihres männlichen Kollegen, erreicht sie das Maximum, so beträgt dieses 83 Prozent des Maximums einer männlichen Lehrkraft. Oder vielmehr betrug 1955 hat sich die Situation für die Lehrerin wieder etwas verschlechtert. Paradoxerweise im Rahmen einer allgemeinen Aufbesserung der Löhne in Anpassung an die Teuerung. Seither, also seit 1955, erhält nämlich eine Lehrerin, die so lange ange-

kein Leitartikel entstanden, wohl aber hat der Inlandredaktor, Dr. Edmund Richner, schon im Mit-tagblatt vom 31. Juli den Brief von Frau Dr. Ruckstuhl veröffentlicht zusammen mit einer eigenen viermal so langen Antwort. Er hat sich darin vor allem kritisch mit jenen Frauen auseinandergesetzt, die den Augustfeiern fernbleiben, weil sie sich keine Vaterlandreden anhören mögen, solange man sie vom Stimmrecht ausschliesst. Eine solche Einstellung sei eine Verkennung des Wesens unserer Bundesfeier, schrieb Dr. Richner, und «müsste einen Schatten auf die gute, auch von uns aus Ueberzeugung vertretene Sache des Frauenstimmrechts werfen». Worauf er sagt ist, dass die Schatten, die das Fehlen des Frauenstimmrechts auf unsere schweizerische Demokratie wirft, beträchtlich länger und schwärzer sind.

Dass Frau Dr. Ruckstuhl — und mit ihr übrigens Tausende von Frauen sich an den Begriffen «Volks-herrschaft» und «Gesamtheit des Volkes» stösst, wenn damit nur die Hälfte des Volkes, nämlich die Männer, gemeint sind, das erscheint Dr. Richner als «eine vielleicht erklärliche, aber doch unange-bliche Ueberempfindlichkeit». Er erklärt Frau Dr. Ruckstuhl — was sie und wir wissen, und Dr. Rich-ner setzt denn auch dieses Wissen voraus, nur wie-dersholt er es, damit wir daran unsere Ueberempfind-lichkeit überwinden können — er erklärt also, dass diese «Volks»-ausdrücke aus der politischen Ent-wicklung unseres Staatswesens zu erklären seien. — Also belehrt werden wir uns trotzdem weiterhin Mühe geben, an Stelle von «Volks-herrschaft», «Män-ner-herrschaft» und an Stelle von «Volksabstimmung», «Männerabstimmung» zu sagen, wenigstens solange als diese zweiten Ausdrücke den Tabestand rich-tiger wiedergeben.

stellt ist, dass sie das Maximum erreicht, nur noch 81 Prozent vom Lohn ihres männlichen Kollegen. (Ähnliches ist in Basel passiert, als im April 1959 die Entschädigungen für Stellvertreter erhöht wurden: sie wurden für Frauen nicht im selben Masse erhöht wie für Männer.) Darauf reichte die waadt-ländische Sekundarlehrervereinigung (der also Frauen und Männer angehören) im März 1957 dem Regierungsrat ein Gesuch ein, das folgende Punkte enthielt: 1. Die gleiche Entlohnung für Lehrer und Lehrerin soll so bald als möglich verwirklicht wer-den. 2. Bis dieses Ziel erreicht ist, soll wenigstens der Abstand zwischen den Schlussgehältern nicht vergrössert werden.

Erst am 20. Januar 1961 — also drei Jahre und 10 Monate später — hat der Regierungsrat über das Gesuch Beschluss gefasst. Ergebnis: Die Gleichheit der Löhne soll nicht verwirklicht werden. Hingegen soll der Unterschied in den Schlussgehältern von Mann und Frau etwas verringert werden.

Die waadtländischen Sekundarlehrerinnen sind nicht zufrieden mit diesem Bescheid. Sie erklären deshalb, dass sie ihr Gesuch als nicht erledigt be-trachten. Die waadtländische Sekundarlehrerver-einigung hat sich an ihrer Generalversammlung vom 31. Mai 1961 einstimmig dieser Meinung der Leh-rerinnen angeschlossen.

«Coopération» veröffentlicht in diesem Zusam-menhang folgende interessante Angaben aus dem Bericht über die 55. Session der Kommission «de la condition de la femme» der Unesco:

Die Löhne der Lehrerinnen betragen im Ver-gleich zu den Löhnen einer ledigen männlichen Lehrkraft

- in Rhodésie-Nyassaland 80 Prozent
- in Australien (mit einer Ausnahme im Süden) 80 Prozent
- im Malaisischen Bund 80 Prozent
- in Luxemburg 90 Prozent
- im Sudan 80 Prozent
- in der Schweiz, je nach Kanton, 80 bis 90 Pro

zent. In folgenden Kantonen besteht aber gar keine Diskrimination der Lehrerinnen: Aargau, Genf, Glarus, Graubünden, Schaffhausen und Zürich. vt.

Im Baseltöler Landrat wird gleicher Lohn für Mann und Frau gefordert

Der Sozialist W. Bitterlin fordert in einem Postulat gleiche Löhne für weibliche Staatsangestellte, wie sie die männlichen Angestellten erhalten. In der Aemterklassifikation finde sich nirgends eine Stelle, die von differenzierter Besoldung bei gleichen Voraussetzungen spreche, und doch werde dieser Standpunkt (dass Frauen weniger Lohn erhalten sollen als Männer) vom basellandständlichen Personalrat vertreten. Der Freisinnige F. Schiesser ist wie Bitterlin der Meinung, dass das Personalamt im Un-recht ist, und dass weibliche und männliche An-gestellte bei gleichen Voraussetzungen auch gleich bezahlt werden sollen. Er reicht hierfür eine Motion ein, wobei er konkret das Beispiel der Gerichtschreiberin am Bezirksgericht Liestal erwähnt, die nicht in die gleiche Besoldungskategorie wie ein Ger-richtschreiber eingereiht worden ist.

Gleichberechtigt — aber ungleich bewertet

(aus der Bundesrepublik Deutschland)

Obwohl der Artikel 3 des Grundgesetzes schon seit 11 Jahren vorsieht, dass niemand wegen seines Geschlechtes benachteiligt werden dürfe, ist erst im Januar 1959 der ungesetzliche Frauenabschlag in den Tarifverträgen abgeschafft worden. Das heisst, seither dürfen Frauen nicht einfach um 15 bis 30 Prozent geringer bezahlt werden als ihre männli-chen Arbeitskollegen. Aber die Praxis hat mitter-weile bewiesen, was selbst das Rationalisierungskuratorium für die deutsche Wirtschaft in einer ein-gehenden Untersuchung feststellte: «Frauen erhal-ten vielfach einen wesentlich geringeren Lohn als Männer im gleichen Betrieb oder Industriezweig. Als Begründung dafür gelten: Kürzere Betriebszuge-hörigkeit und dadurch geringere Erfahrungen. Hilfs-arbeiten und dementsprechend niedrige tarifliche Einstufung, wenig Steigerungsmöglichkeiten. Die meisten Arbeiterinnen sind tariflich in den Gruppen der Ungelernten und Angelernten eingestuft und nur ausnahmsweise in den Gruppen der Facharbei-ter, denen das Gros der Männer angehört. Das ist zum grossen Teil auf die grösseren Fachkenntnisse der Männer, jedoch nicht ausschliesslich (!) zurück-zuführen. Hier wird offenbar die Geschicklichkeit und Schnelligkeit der Frau niedriger bewertet als die Körperkraft. Hinzu kommt, dass sich die Frauen leichter mit ihrer Entlohnung abfinden und nicht so hartnäckig Lohnerhöhungen zustreben wie die Män-ner.» — Darüberhinaus existieren, zumindest auf dem Papier, sogar heute noch Tarifverträge, die für ein und dieselbe Beschäftigung für Frauen bis zu 45 Pfg. pro Stunde niedrigere Entlohnung vorsehen als für Männer.

Diese Feststellung, die für das Gros der Arbeit-nehmerinnen gilt, wird durch die ebenfalls vom Ra-tionalisierungskuratorium für die deutsche Wirt-schaft untermauerten Feststellungen ergänzt, dass die Frauen in gehobenen Positionen bei zwar glei-cher Bezahlung sehr viel geringere Aufstiegschan-zen haben. Die 45jährige Abteilungsleiterin, die seit 15 Jahren in ihrem Betrieb arbeitet und zum ersten Mal plötzlich einen um viele Jahre jüngeren, weniger be-rufserfahrenen, aber wesentlich besser bezahlten Mann in einer neu geschaffenen Vorgesetztenstelle vor die Nase setzt, ist kein Einzelbeispiel.

Ausserdem konnte beobachtet werden, dass Frauen überall dort am gerechtesten eingestuft wer-den, wo ihre Arbeit ausserhalb männlicher Konkur-renz liegt, wie das bei der Sekretärin und auch bei der Volksschullehrerin der Fall ist, die heute vor-wiegend für jene Stellen benötigt werden, aus de-nen die männlichen Kollegen in die besser zahlende Wirtschaft abwandern, bzw. die sie gar nicht erst einnehmen.

All das zusammen aber ergibt plötzlich ein ganz anderes Bild von dem Begriff «Frauenarbeit» und Frauenverdienst, als man es zu sehen gewohnt ist. Die Industrie, die heute die Masse der arbeitenden Frauen beschäftigt, hat die Art der Tätigkeiten, die von ihnen ausgeübt wird, noch keineswegs überall befriedigend eingestuft. Es steht auch fest, dass in jenen Branchen, deren Lohn- und Gehaltsstufe we-niger im Gespräch ist als jenes der industriellen Wirtschaft, die Anerkennung und Bezahlung weib-licher Arbeit noch viel weniger ausgleichend ist. Das wirkt sich vor allem für jene Frauen nachteilig aus, die zeitweilig auf ihren Beruf als Existenzgrundlage angewiesen sind, weil sie keinen Ehepartner mehr finden, und das sind bei uns bekanntlich 2 Millio-nen...

Aus dem Aprilheft 1961 der «Deutschen Rundschau». Leicht gekürzt.



Als auch die Waadtländerinnen erst vom Frauenstimmrecht träumten.

(Cliché aus dem Flugblatt der Waadtländerinnen, Januar 1959)

Chronik

Passives Wahlrecht der Frauen im Baseltöler Landrat

Im Baseltöler Landrat (Kantonsrat) wurde eine Motion eingereicht, die die generelle Wählbarkeit der Frauen in staatliche Ämter bezweckt und sich auch für besoldungsmässige Gleichsetzung der Frauen ausspricht. Regierungsrat Dr. P. Gürtler erklärte sich bereit, die Motion entgegenzunehmen. Er teilte auch mit, eine Vorlage auf Verankerung des passiven Wahlrechts der Frau sei in Vorbereitung. Man werde dann diskutieren müssen, ob dieses passive Wahlrecht auf die Beamtungen zu beschränken sei oder ob es auch auf die Behörden ausgedehnt werden solle. Eine Gleichstellung in der Entlohnung werde ebenfalls angestrebt.

Tessiner Behörden wenden sich offiziell an die Frauenvereine

Zum erstmaligen sind die Tessiner Behörden offiziell an die Frauenvereine gelangt und luden ihre Vertreterinnen zu einer Studientagung nach Neggio

ein. Diese Versammlung beschloss: 1. den Staatsrat einzuladen, die Möglichkeit der Einführung von obligatorischen Haushaltungskursen für Mädchen unter 18 Jahren zu prüfen; 2. in den Schulplan der Berufs-schulen für Mädchen, die sich für die sozialen Probleme interessieren, einen Einführungskurs und Stunden zur allgemeinen Information einzubauen. Die Studientagungen über die Berufsausbildung der Tessiner Frauen sollen im Winter weitergeführt werden.

Das Frauenstimmrecht — gemeinnützig

Wir Frauenstimmrechtlerinnen sind natürlich seit je der Meinung, dass das Frauenstimmrecht von grossem Gemeinnutzen ist und dass also die Arbeit für seine Verwirklichung eine gemeinnützige Arbeit ist. Wenn aber jemand von «ausen» das auch denkt, so freut es uns besonders. Der Nelly Kalender denkt so. Schon früher hat er ein Artikelchen zum Frauenstimmrecht gebracht (und noch nie las ich eines dagegen darin). Jetzt aber hat er einigen «gemeinnützigen Frauenvereinen» Probennern geschickt und dabei auch die Frauenstimmrechtsvereine nicht vergessen! Mit ganz besonderem Ver-

gnügen lassen wir uns daher durch seine Rezepte zu gesunden und doch amüsierten (was nicht immer dasselbe ist, aber beim Nelly Kalender ist es dasselbe) Gerichten und Mahlzeiten anregen und statten beim Blättern über die Vielseitigkeit der kleinen Monatschrift: Mode, Ernährung, Schönheitspflege, Anleitung zum Gemüsebau, ein Feuilleton — und noch viel mehr. Besonders freute uns der Leitartikel des Augustheftes, der sich gegen das Alkoholtrinken der Autofahrenden, Autoführenden, wendet. Das trotzdem im Rezeptteil einige Rezepte mit Alkohol zu finden sind, ist ein kleiner Schönheitsfehler.

Frauen arbeiten nicht für Luxus

Immer wieder taucht die Behauptung auf, die Frauen arbeiteten nur, um sich selbst oder ihrer Familie den Luxus des modernen Lebens zu ermöglichen. Der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes ist dieser Frage nachgegangen und hat 5000 Arbeiterinnen und Angestellte befragt.

Die Befragung ergab, dass 40 Prozent der arbeitenden Frauen alleinstehend sind und für ihren Un-

terhalt aufkommen müssen. Von den Verheirateten sind 60 Prozent gezwungen, eine Arbeit anzunehmen, weil der Verdienst des Mannes nicht ausreicht, auch nur die notwendigsten Ausgaben zu bestreiten.

Zehn Prozent der Verheirateten arbeiten, um ihren Kindern eine bessere Ausbildung, vor allem den Besuch höherer Schulen, zu ermöglichen. 17 Prozent erarbeiten sich mit dem Frauenverdienst eine bessere Wohnung oder notwendige Ausrüstungsgegenstände für den Haushalt. Nur ungefähr 15 Prozent der Befragten könnten auf den Verdienst verzichten — allerdings um den Preis einer erheblichen Senkung des Lebensstandards.

Nach Ansicht des Deutschen Gewerkschaftsbundes wird es noch auf Jahrzehnte hinaus notwendig sein, dass Frauen miterverdienen — ganz abgesehen vom dringenden Bedürfnis der Wirtschaft, den Mangel an Arbeitskräften zu beheben. Damit aber die arbeitenden Frauen insbesondere als Mütter keinen Schaden nehmen, wird gefordert, das Arbeits tempo herabzusetzen, Pausen einzuschalten — und vor allem, die Frauen besser auszubilden; gemäss dieser Umfrage haben nämlich nur 15 Prozent eine Berufsausbildung erhalten!

Aus «Wir Brückenbauer», 30. Juni 1961

Sommerzeit

«Es wallt das Korn welt in die Runde...»

Ueber alte Ernteräbueche

Gotfried Keller bringt uns in seinem Gedicht «Sommeracht» die Schönheit eines hochsommerlichen Kornfeldes und die Lust der Schnitter an der Bewältigung der reichen Ernte in unvergleichlicher Weise nahe. Die Erntezeit ist die hohe Zeit des Bauern. Das wohlverdiente Einheimen der gehesten und nunmehr herangereiften Saat war früher eine festliche Angelegenheit, verbunden mit einem mannigfaltigen Brauchtum.

Vorbereitung und Beginn

Vorbedeutende Anzeichen für einen guten Ernteertrag waren z. B. der Mangel an Garbenbündeln bei der letztjährigen Ernte, ein sternenreicher Christnachtssternhimmel u. a. m. Die Garbenbündel mussten nach alter Regel zur Faschnachtszeit oder am Karfreitag geflochten werden. Am Sonntag vor dem Erntebeginn wurde im Wirtshaus die «Aehretstärke» getrunken und das Gesinde erhielt ein sogenanntes «Stärkegeld». Im übrigen wurde reichlich gebacken und geschlachtet und genügend Tabak, Bier und Brantwein beschafft.

Als Erntebeginn waren besonders der Samstag oder aber feste Kalendertage wie etwa Margaretha (13. Juli), Heinrich (15. Juli) oder Jakob (25. Juli) beliebt. Die Männer schmückten ihre Sensen und Mützen mit Strässen und Bändern, und die Bäuerinnen bekamen neue Schürzen, denn allgemein galt, die Ernte sei in festlicher, zumindest jedoch in sauberer Kleidung zu beginnen. Dass auch viel gesungen und gejauchzt wurde, versteht sich von selbst. Um Dämonen und Schädengester fernzuhalten, liess man mit Peitschen knallen und mit Gewehren schiessen, und während der ganzen Erntezeit wurde mit einer bestimmten Glocke geläutet. Beim ersten Schnittgang ging ein Musikant mit aufs Feld, der mit rhythmischem Spiel den Schnittern den Takt angab und daneben Spottlieder begleitete, die den Korndämonen zugedacht waren.

Erste und letzte Garbe

Anfang und Ende der Ernte sind die markanten Eckpunkte im Erntebrauchtum. Mit der ersten und letzten Garbe wurde deshalb ein eigentlicher Kult getrieben. Die erste Garbe stand im Zeichen des Erstlingszuberopers. Man pflegte sie sofort nach Hause zu tragen und dem Hahn — der häufigsten Verkörperung des Vegetationsdämons — vorzuwerfen. Um Mitternacht warf man sie «für die Engel» durch die hintere Scheuentür hinaus. Man gab sie aber auch etwa den Mäusen zum Frass in der bestimmten Hoffnung, diese liessen dann das übrige Getreide in Ruhe. Nach altem Aberglauben war man gegen Kreuzschmerzen und Verwundungen geschützt, wenn man sich eine Zeitlang auf die erste Garbe gesetzt hatte. Mit dem ersten Garbenfuder fuhr man im Sinne eines Täuschungszaubers verkehrt in die Scheune. Vielfach wurde es auch in feierlicher Weise mit Musik eingeholt und dann den Armen überlassen.

Nach magischem Denken zieht sich der Vegetationsdämon in die letzte Garbe zurück, welcher daher magische Kraft zukommt, die auch auf denjenigen übergeht, der sie geschnitten hat. Sie wurde als Glücksspenderin am Scheunentor angehängt oder im Hause aufgehängt. Oft wurde sie auf dem Felde auch geprügelt, was die nächstjährige Ernte vor Ungeziefer bewahren sollte. Andererseits war die letzte Garbe Symbol der ganzen Fülle der Fruchtbarkeit und des Segens. Man trug sie daher im Triumph separat heim, oder sie erhielt auf dem letzten Fuder einen besonderen Platz. Ihre Körner wurden unter das neue Saatgut gemischt, damit ihre Kraft dem Acker wieder zugutekomme.

Wenn es dem letzten Sichel- oder Senstreich zugeht, gerieten die Schnitter in ein aufregendes Spiel: Sie stellten sich vor, «den Wolf zu fangen» oder «den Kater zu haschen». Wer dann die letzten Halme zu Fall brachte, hatte das Tier eingefangen und wurde gefeiert.

Das letzte Fuder war ein Höhepunkt und erfreute sich besonderer Aufmerksamkeit. Gewöhnlich trug es die letzte Garbe und war mit Laub und Blumen geschmückt. Die Kinder sassen obendrauf und schwenkten Blumensträuße. Früher musste es von der Bäuerin oder einer Tochter zu Hause in Empfang genommen und in die Scheune gefahren werden (Fruchtbarkeitszauber). Wollte man für eine reiche Ernte im nächsten Jahr vorsorgen, so spannte man dem letzten Fuder alle zum Hof gehörenden Pferde vor.

Korndämonen

Die Korndämonen bilden eine mythische Welt für sich. Sie kommen bei allen ackerbaubereitenden Völkern vor und stützen eigentlich das ganze Erntebrauchtum. Die mythenbildende Phantasie des Volkes hat unzählige Menschen- und Tiergestalten in das vom Winde bewegte und deshalb als belebt gedachte Kornfeld hineinprojiziert. Da stolziert der Bilmeschneider durch die Saaten und schneidet mit seiner Sichel Streifen hinein (Deutung der etwa von Hasen ausgetretenen Spuren). Die Kornmutter, Kornalte oder Roggenmuhme sitzt im Getreidefeld, Wetterkatzen jagen hindurch und Hexen tanzen und flüstern darin. Der Roggenhund, Roggenwolf, die

Roggensau, der Haberbock, die Kornmaus, feurige Katzen, der Teufel und viele andere Tier- und Phantasiegestalten spuken ganz gewaltig in der Feldfrucht herum.

Diese Dämonen haben auch einen sehr realen Aspekt, sie sollen nämlich als Kinderschreck dienen. Das Kornfeld mit den bunten Blumen auf seinem Grund wirkt recht anziehend auf neugierige Kinder, und die Gefahr ist nicht gering, dass sie sich darin verlaufen und umkommen. Da mag ihnen der schlimme Roggenwolf oder die grausige Kornhexe mehr Respekt einflössen als Ermahnungen der Mutter.

Erntedank

Der Abschluss der Ernte war früher Anlass zu ausgiebigen Festlichkeiten. Im Mittelpunkt stand zunächst der Erntekranz, der aus Aehren aller Getreidesorten und den zuletzt geschnittenen Halmen geflochten und mit Blumen und Fittlerwerk geschmückt war. In einem feierlichen Umzug überbrachten ihn die Pächter dem Gutsherrn, wobei

Erntesprüche aufgesagt und Spiele, Wettläufe, ja sogar eigentliche Bauernturniere abgehalten wurden. Dann vereinigten sich alle, die bei der Ernte mitgeholfen hatten, zum üppigen Erntemahl. (Gothelf erwähnt eine «Sichlete», bei der gegessen wurde, bis man es mit dem Finger «erlangen» mochte.) Hernach schloss sich ein fröhlicher Erntetanz an, mit dem das Erntefest ausklang.

Die Gefühle der Dankbarkeit über einen guten Ernteertrag fanden auch Ausdruck in kirchlichen Erntedankfesten. Früchte des Feldes wurden in der Kirche geweiht und dann an die Armen verteilt, aber auch als zauberwirksam mit nach Hause genommen. Vielfach sind die Erntedankfeste mit dem Kirchweihfest zu einem grossen, einheitlichen Fest mit jahrmärkähnlichem Getriebe zusammengelegt worden.

Die Ernteräbueche sind wohl diejenigen, welche der Zeit am weitgehendsten zum Opfer gefallen sind. Nachdem die Sichel der rationelleren Sense hatte weichen müssen, ist nun im Zeitalter des maschinellen Wirtschaftens vollends weder Zeit noch Anlass zu gemühtlichem Tun. Ausser einigen allgemeinen Lustbarken («Sichlete», «Chilibi») nach Abschluss der Ernte ist heute wohl nur in ganz abgelegenen Gegenden noch etwas vom Kern des früheren Erntebrauchts erhalten geblieben.



Die Hundstage sind da!

Gemäss Kalender tritt mit dem 23. Juli jene Hitzeakkumulation auf, die der Volksmund als Hundstage zu bezeichnen pflegt. Diese etwas merkwürdige und von alters her gebräuchliche Bezeichnung hat mit Hunden gar nichts zu tun, sondern es liegt ihr ein astronomischer Sachverhalt zugrunde.

In der Zeitspanne zwischen dem 23. Juli und 23. August trifft es sich, dass der Sirius, auch Hundstern genannt, gleichzeitig mit der Sonne auf und untergeht. Diese sind somit die Tage des Hundsterns, was im Sprachgebrauch eben zu den «Hundstagen» geführt hat (ab 15. Jahrhundert; vorher: «huntliche Tage»).

Da der Sirius der hellste Fixstern ist, musste sein Erscheinen am Himmel von jeher auffallen. Schon die alten Ägypter, die erstaunliche astronomische Kenntnisse besaßen, wussten um den Stern und berechneten nach ihm ein ziemlich genaues Jahr (Siriusjahr). Es kann dies als eigentlicher Beginn einer kalendrischen Rechnung angesehen werden. Für die Ägypter bestand die besondere Bedeutung darin, dass das Erscheinen des Sirius mit dem Steigen der Nilwasser und den befruchtenden Überschwemmungen zusammenfiel.

In der Dauer der Hundstage bestehen örtliche Abweichungen. An einigen Orten ist der Beginn auf den 22. oder 24. Juli angesetzt. Im Baselland rechnet man sie vom 17. Juli bis zum 28. August.

In diese vier Wochen, die sich über die beiden Hochsommermonate erstrecken, fällt in der Regel auch die grösste Hitze. Da 40 Grad und mehr dem Menschen nicht gerade köstlich sind und seine Gehirntätigkeit entweder bedenklich herabsetzen oder aber gefährlich erhöhen, pflegen diverse Regelmäßigkeiten in seinem Verhalten vorzukommen, die aber im Hinblick auf die Hundstage einer nach-

sichtigen Beurteilung gewiss sind. Immerhin brauchen die Hundstage nicht immer maximale Hitze zu bedeuten. Die Tage werden ja zusehends kürzer, und es geht mit grossen Schritten dem milderen Herbst zu.

Die Hundstage haben stets auch das Gemüt des Volkes rege beschäftigt, und es hat sich schon in der Antike viel Aberglauben herausgebildet, der auch auf den europäischen Norden übergegangen ist. Bei den Griechen klagt bereits Homer in seiner «Ilias»: «Hell zwar glänzt er (der Hundstern) hervor, doch zum schädlichen Zeichen geordnet, denn er bringt ausdörrende Glut den elenden Menschen.» Der griechische Arzt Hippokrates sagte für die Hundstage schwere Gallenkrankheiten voraus. Den Römern galten die «dies caniculares» als gefährlich für Mensch, Tier und Feld.

Im deutschen Aberglauben gab es zahlreiche Regeln, die sich vor allem auf die Gesundheit und das Wetter bezogen. Ganz allgemein riet 1569 der Augsburger Sterndeuterkalender:

Die Hundstage streichen her mit macht,
Drumb hab ich mein fleissiger acht.

Das Wasser galt für diese Zeit als giftig, weshalb sowohl vor dem Baden wie vor dem Trinken gewarnt wurde. (Wahrscheinlich dürften hier auch reale Überlegungen miteingespielt haben, indem beim Baden im überhitzten Zustand Todesfälle beobachtet wurden.) Im Baselland will der Volksmund wissen:

«Wär in de Hundstag badet,
chunnt gärn e-n-Usschlag über.»

Früher war in den Hundstagen besonders die Tollwut der Hunde gefürchtet; man glaubte sie durch

Hundeopfer, die auch die alten Römer kannten, bannen zu können. So wurden 1742 in Rostock alle Hunde vom Scharfrichter umgebracht.

Da die Hundstage als Unglückstage galten, mussten alle grösseren Unternehmen unterlassen werden. Man sollte in dieser Zeit nicht heiraten und weder Holz fällen noch Kraut hacken. Man verzichtete auch auf das Aderlassen, weil man überzeugt war, das Blut könne nicht mehr gestillt werden. Ja, an manchen Orten unterblieb sogar der Gottesdienst.

Trübes Wetter während der Hundstage deutete man als Vorzeichen für eine kommende pestartige Krankheit. Viel Regen tut dem Wein nicht gut:

Was die Hundstag giessen,
Muss der Winzer büssen.

Vielmehr wird heisses Sommerwetter geschätzt, denn:

Hundstage hell und klar
Zeigen an ein gutes Jahr. W. B.

Sommer auf dem Land

Sommer auf dem Land — das bedeutet üppige Fülle, wunderbares Grünsein und in allen Farben prangendes Blühen, das ist eine Luft, die gesättigt ist mit süssen schweren Düften, eine Luft auch, die erfüllt ist vom Zirpen der Grillen, vom frühmorgendlichen Sirren der Mauersegler, vom Summen der Insekten und vom fröhlichen Zwitschern der Vögel, eine Luft auch, die erfüllt ist vom heimeligen Rauschen des Brunnens, des Baches und der Bäume. Im Sommer ist es fast, als stünde auf dem Land die Zeit ein wenig still, es ist, als ob die Natur sich sammle und warte auf die Zeit der Reife. Der Sommer auf dem Land hat aber noch eine andere Seite. Für die Menschen, die ihn nicht als Feriengäste und unbeschwerte Nichtstuer erleben können, bedeutet er Mühsal und viel Schweiß. Da heisst es den Rücken beugen über dem Kornfeld und dem Frühkartoffelacker. Die Bremsen gebärden sich wie wild, und oft droht ein Gewitter am Horizont. Schwarze Wolken kündigen Unheil, ohne Mass und ohne Grenzen drohen sie alles, was Menschenhand mühsam erarbeitet hat, mit elementarischer Uragewalt wieder zu vernichten. Und trotz all diesen Schattenseiten gehört der Sommer auf dem Land zum Schönsten, was es überhaupt gibt. Er bringt die Zeit der langen Tage. Der Hahn kräht schon um drei oder vier Uhr, die Kühe im Stall beginnen unruhig zu werden. Es ist Zeit zum Melken. Bauersleute und Knechte machen sich aus den Federn. Im Osten beginnt der Tag zu dämmern, und aus dem Kamin steigt das erste blaue Röcheln. Nach dem Melken oder dem ersten Grasnippel auf dem taufrischen Feld versammeln sich alle in der Küche und lassen sich den Kaffee und die Rösti schmecken.

Der Tag auf dem Bauernhof hat begonnen. Draussen wartet das Kornfeld, die Aehren sind schwer und die Halme leuchtend gelb geworden. Das Korn will geschnitten sein. Dampf fallen die langen Halme zu Boden, wenn die Maschine sie mit ihren scharfen Zähnen anschneidet. Zu Puppen zusammengestellt, warten die Garben auf den Moment des Heimtransports in die Scheune, wo bald auch schon die Arbeit des Dreschens beginnt. Hart ist diese Arbeit, und alle machen mit, der Bauer, die Bäuerin, die Kinder und das Gesinde. Oft will das Feld kein Ende nehmen, und nur kurz sind die wenigen Ruhepausen, die man sich bei einem kühlen Getränk und einem kleinen Imbiss im Schatten eines Baumes gönnen kann. Die Sonne sticht, und die Bremsen umschwirren unerbittlich Pferd und Mensch. Und doch sind's die Bauern zufrieden, wenn bloss die Sonne scheint.

Ander, ganz anders gestaltet sich so ein Sommertag auf dem Land für den Ferienbummler. Er genießt die Schönheiten des Landlebens, ohne von den Mühen etwas zu spüren. Er schlendert an den ertschweren Feldern vorbei, die auf die Mähmaschine oder die Sense warten. Mit Wohlgefallen betrachtet er die vollbehängenen Obstbäume und nimmt im Vorübergehen zur Kenntnis, wie das Gemüse in den Gärten vor den behäbigen Häusern wächst und gedeiht. Ziehen dunkle Wetterwolken am Horizont auf, so muss ihm nicht um die einzubringende Ernte bange sein, es sei denn, er denke schon an das auch für ihn damit verbundene leidige Steigen der Preise. Ein Gewitter verpumpt ihm höchstens falls einen Ferientag oder einen Ausflug, ein Dauerregen steigert seinen Missmut über verlorenes Vergnügen. Regen und Gewitter bilden für seine

Der schweizerische Familienroman, der sich im Glarnerland, in Graubünden und Zürich abspielt und der manche Probleme der Schweizer Frauen aufzeigt

BETTY KNOBEL*

«Zwischen den Welten»

229 Seiten in zweifarbigem, broschiertem Umschlag; Fr. 7.50

* Betty Knobel hat Ende 1959 von der Stadt Zürich eine Ehrengabe für ihr literarisches Schaffen zugesprochen erhalten.

Die Unterzeichnete bestellt

Exemplare des Romans Betty Knobel «Zwischen den Welten» à Fr. 7.50 beim Verlag «Schweizer Frauenblatt», Technikumstrasse 83, Winterthur.

Name und Vorname der Bestellerin:

Genauere Adresse:

Existenz jedoch keine wirkliche Bedrohung oder gar Gefährdung. Beim Bauern ist das anders. Er ist auf Gefährde oder Verderb den Launen des Himmels ausgesetzt. Er weiss nie genau, wieviel er besitzt, denn was heute noch steht, kann morgen schon durch einen kurzen Hagelschlag oder einen langen dauernden Bindfadenregen verdorben werden. Für ihn gibt es auch kaum einen Feierabend im Sommer, er kennt kein gemächliches Sichhinsetzen an einem sonnigen Plätzchen, kein gemächliches Warten auf Nacht und Müdigkeit. Am Abend, kaum hat er sich zur Ruhe gelegt, versinkt er in einen tiefen bleiernem Schlaf, und ehe die Nacht zu Ende ist, erwacht er auch schon wieder zu neuem Tagwerk. Dem Bauern treu zur Seite steht die Bäuerin, ihr Tagwerk ist ebenso anstrengend und ebenso lang wie das des Bauern. Am Morgen ist sie die erste in der Küche, wo sie den Morgenkaffee zubereitet. Vielleicht hilft sie nachher schon auf dem Feld mit, um vor zwölf Uhr daheim wieder am Herd zu stehen, und am Nachmittag kehrt sie wieder aufs Feld zurück, um beim Werken zu helfen. Und während er am Abend noch die letzten Verrichtungen im Stall oder vor dem Haus erledigt, beugt sich die

Unermüdliche noch schnell über eine Flick- oder Strickarbeit. Ihre Hände sind wie die seinen von der schweren Arbeit schwielig und ledrig. Vieles, sehr vieles muss sie selber tun, was sie vielleicht gerne einem guten Dienstmädchen überlassen möchte, doch die sind auf dem Lande heutzutage schwer aufzutreiben. Sie ist schon froh, wenn sie nur jemanden findet, der zu den Kleinsten sieht und die Kommissionen im Dorf besorgt. Die Bäuerin kennt keine Ferien und kein Ausruhen, mindestens in der hohen Zeit der grossen Arbeiten nicht. Vielleicht beneidet sie ganz im stillen hie und da die Stadtfrauen, die einfach zu einem gegebenen Zeitpunkt ihre Wohnung oder ihr Haus abschliessen und mit der ganzen Familie für einige Tage irgendwohin fahren. Aber ob sie mit ihnen tauschen würde, wenn sie eines Tages könnte, das möchten wir bezweifeln. Die Bäuerin würde sich nicht glücklich und auch nicht wohl fühlen in einem Haus in der Stadt, sie käme sich eingeeignet vor und könnte hier wohl kaum atmen. Sie will sich selber sein. Der Sommer auf dem Land ist eine schwere Zeit, ja, aber es ist auch eine gesegnete Zeit.

(ar)

Letzte Augusttage

Aus: Herbstbeginn von Hermann Hesse

O diese letzten Augusttage! Sie machen nicht frühlich, aber sie machen dankbar, milde und nachdenklich. Man legt sich ins Oehmdegras und nimmt teil an der Milde und Zärtlichkeit der goldenen Stunden. Man fühlt die Neige der Jahreszeit; die ganze reife Süßigkeit des Sommers quillt weich und milde über, man fühlt sich vom stillen Glanze umgeben, und man weiss zugleich, dass schon bald, viel zu bald, auf dem Wege rote Blätter liegen werden. Man schwelgt im Anblicke dieser Tage wie im Genusse einer heissen, erregenden Musik, von der man weiss, dass sie plötzlich abbrechen wird, und wie im Genusse eines Tanzes, der uns mit sehlichem Drängen mitreisst, während wir bei jedem enteilenden Takte sein rasch nahendes Ende fürchten. Zärtlicher und inniger ist das bräunliche Spiel der Schatten und Lichter an den Waldrändern, süsser der Regenbogenduft über dem glatten Seespiegel, die Abende sind goldener und die Sonnenuntergänge purpurner als sonst. Vorüber, vorüber! Ein paar kühle Nächte, ein paar Regentage, ein paar dichte Morgennebel, und plötzlich hat das Land Herbstfarben bekommen. Die Luft ist spröder und durchsichtiger, das Blau des Himmels lichter geworden. Vogelschwärme rauschen über die kahlen Felder und rüsten zur Wanderung; morgens liegt das reife Obst im nassen Gras, und die Zweige sind von den feinen, blitzenden Gespinnten der kleinen Spätjahrspinnen bedeckt. Bald wird das Schwimmen im See und das Liegen im Gras ein Ende haben, und die Abende im Boot, die Mahlzeiten im Garten, die Waldmorgens und Seenächte! Und draussen rinnt der zähe Regen, kühl und unerbittlich, die ganze, unfreudliche Nacht. Jedes Jahr dasselbe Lied vom Herbst, vom Altwerdenmüssen, vom Sterbenmüssen! Missmutig schliesse ich das Fenster, stecke eine Zigarre an und gehe fröstelnd im Zimmer auf und ab. Wie jedes Jahr um diese Zeit steigen wieder verlockende Reisepläne vor mir auf. Warum nicht dem Herbst entinnen und den Winter kürzen, da es doch wärmere Länder, Eisenbahnen und Schiffe gibt? Nachdenklich hole ich den Globus und dann eine Karte von Italien her, suche den Gardasee, die Riviera, Neapel, Korsika und Sizilien. Da liess sich die Zeit bis Weihnachten verbringen! Sonnige Felsenstrandwege am blauen Meere, laue Stunden auf süditalienischen Küstendampfern und in Fischerbarken, erste Palmwipfel in der tiefen Mittagsbläue ruhend! Es wäre nicht übel, immer einige Meilen vor dem Herbst her südwärts zu fahren und im Winter sonnenverbrannt in die heimische Ofenbehaglichkeit heimzukehren. Die Landkarte wimmelt von schön klingenden Namen schöngelegener Städte und Dörfer, die ich noch nicht kenne und die mir Tage des Wohlseins und Schwelgens versprechen, und die ganze Reise ist, sobald ich sie auf dem Globus ausmesse, erstaunlich klein und bescheiden. Vielleicht könnte ich, der Wärme nachreisend, noch einen Aufenthalt in Afrika machen, vielleicht in Constantine oder in Biskra Kameltouren unternehmen, Negermusik anhören, türkischen Kaffee trinken und den Faltenwurf an den Gewändern der Beduinen und Araberfrauen betrachten?

Wie schön solche Pläne einen leeren Abend füllen! Eine Landkarte, ein paar alte Kursbücher und ein Bleistift, wie man sich damit die Zeit vertreiben, einen Aerger vergessen und sich der Phantasie mit lauter lichten, farbigen, frohen, reizenden Vorstellungen füllen kann!

Wie jedes Jahr um diese Zeit suche ich die Karte nach warmen, köstlichen Gegenden ab, studiere die

Schiffslinien und die Fahrpreise. Und wie jedesmal bleibe ich hier und reise nicht. Was mich zurückhält, ist ein sonderbares Schamgefühl. Es will mir unrecht scheinen, den rauhen Tagen zu entfliehen, nachdem ich die schönen genossen habe. Vielleicht ist es auch nur ein gesetzmässiges Bedürfnis der Natur, dass sie nach Monaten der Wärme und Farben, nach dem Ueberflusse an Behagen, Schönheit und starken Eindrücken müde wird und nach Kühle, Rast und Beschränkung verlangt. Es ist nun einmal

Sehnsucht

Eichendorff

Es schienen so golden die Sterne
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leibe entbrannte,
Da hab' ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
In der prächtigen Sommernacht!

Zwei junge Gesellen gingen
Vorüber am Bergeshang,
Ich hörte im Wandern sie singen
Die stille Gegend entlang:
Von schwindelnden Felsenschliffen
Wo die Wälder rauschen so sacht,
Von Quellen, die von den Klüften
Sich stürzen in die Waldesnacht.

Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Lauten Klang erwacht,
Und die Brannen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.

Verbotener Sommer

«Im Sommer werden wir wieder zusammen im Grünen sitzen und langsam über Bergwiesen wandern können», sagte ich zu meinem Gefährten, dessen Herz durch heimtückische Störungen ungewarnt und oftmals den Dienst versagt.

Als ich so tröstlich und zuversichtlich von diesen kleinen Sommerfreuden sprach, standen wir im Zenith des Frühlings, da Obstbäume wie riesige Hochzeitsträusse in den Wiesen prangten und das freudige Gelb der Forsythien — sprühenden Kaskaden gleich — den bunten Gartenanlagen gleichsam die Krone aufsetzten.

Das sprissende, treibende Schöpfungs Wunder konnten wir beide nicht mehr im gemeinsamen Wandern geniessen, wie das so viele, beglickende Jahre zuvor Wirklichkeit gewesen war, denn die unerschütterlich scheinende Gesundheit meines Mannes war von einem Tag auf den andern auf eine hinterhältige Art ins Wanken gekommen. Ihm mussten nicht nur das Erklimmen der Berge und die Freuden tagelanger Fussmärsche verboten werden, auch «normale» Spaziergänge wurden aus dem Programm ausradiert. Ans Bett oder an den Liegestuhl gefesselt, gab und gibt es nichts anderes, als sich in Geduld zu üben und das «Wartenkönnen» zu erlernen.

«Aber du bist Gott sei Dank gesund und stark, du sollst heute etwas über Land schlendern», meinte mein geschwächter Gefährte. «Dir ist es nicht verboten.»

Wenn man viele Jahre alles getreulich miteinander geteilt und die wohlthuenden Freuden der Natur zweisam genossen hat, so trägt man auch das Kranksein, die zermürbenden, schleichenden Tage der

nicht das ganze Jahr Sommer, so soll man ihn auch nicht künstlich verlängern wollen.

Ein paar unentschiedene und unzufriedene Tage, dann haben diese Erwägungen Macht gewonnen, und der Herbst beginnt mir merkwürdig lieb zu werden. Wie konnte ich ans Fortreisen denken, da ich doch von so viel Dingen, die mir lieb sind und denen ich Dank schulde, Abschied nehmen muss! Die letzten Gartenfreuden, die letzten Wiesenblumen, die Schwalben unter meinem Dache, die letzten, satt und taumelnd übers Land wehenden Schmetterlinge. Man achtet schon wieder jeden einzelnen und fürchtet, es möchte der letzte seiner Gattung sein. Auch unsere altmodischen kleinen Dampfschiffe, meine einzige Verbindung mit der Welt, werden in Bälde rar werden. Vom Oktober an kommt nur noch eines im Tag, und im tieferen Winter bleibt auch das zuweilen aus. Sie alle, Schwalbe und Feldblumen, Schmetterling und Dampfschiff, sind mir lieb und haben mir viel Freuden gebracht diesen schönen, allzu flüchtigen Sommer hindurch; ich möchte sie alle noch ein wenig halten und noch einmal recht zu eigen haben, ehe sie dahingehen. Was für ein Narr bin ich gewesen, wie viel schöne Sommerstunden bin ich trotz allem im Hause und am Büchertisch gesessen, wie viele Abende und Morgenfrühen habe ich versäumt! Ade auch ihr, ungenossene Tage, die ihr nun schöner und köstlicher scheint als alle anderen! Ueber dem Abschiednehmen kommt denn auch das Neue zu Ehren, das der unwillkommene Herbst gebracht hat: silberne Nebelschleier, braune und lachend rote Farben, reife Trauben, volle Obstkörbe, beginnende Abendunterhaltungen im Hause bei Lampenlicht, ferner wundersame, aufregend herrliche Sturmstage, an denen See und Lüfte tönen und die ganze stumme Schöpfung Stimme erhält. Jetzt kommt auch als täglicher andächtiger Genuss an jedem Vormittag der spielende Kampf der Sonne mit dem Nebel, das trüb ringende Hin und Her und der feierliche, königliche Sieg des Lichtes. Und wenn der Oktober und die Weinlese kommen, wollen wir uns einen Tag und einen Taler nicht reuen lassen und bei einem grossen Krug vom Neuen dankbar der vielen unverdienten Freuden und ungesucht gefundenen Genüsse denken, die das alternde Jahr uns gebracht hat.



grüne Hügelwelle, wo es sich unter der rauschenden Krone einer mächtigen Eiche so friedlich von des Tages Mühsal ausruhen liess. Nein, dazu reichen seine Kräfte nicht mehr, oder — noch nicht —

Diese unschuldigen Sommerfreuden wünscht mir mein behinderter Gefährte trotzdem, «... du brauchst etwas Luft, Liebes, du hast Sonne und Wasser nötig, tu es mir zu Liebe und gönne dir ein paar Stunden, auch wenn ich nicht dabei sein kann...»

Wie sollt ich's tun können? Es ist doch mein Herz, das mir die strahlenden Sommerfreuden verbietet. Li

Unser täglich Brot

Von Jean Follonier

(sfd) An den Wasserläufen lagen früher die Mühlen, denen im Leben unserer Gemeinden eine so hohe Bedeutung zukam. Das war wie ein gewaltiges Herz, das unermüdlich schlug, damit das Brot nicht ausgehe auf den häuerlichen Tischen. Ein wunderbarer Geruch von Brot und Mehl strömte uns entgegen und durchdrang und erlabte einen bis auf den Grund der Seele. O dieser sanfte und ein wenig herbe Ruch, dem man nirgends sonst begegnet, jener Duft, von dem Boden, Balken und Steine getränkt und geschwängert waren, und der alle Leiden und Hoffnungen der Menschen in sich einschliesst. Die Mühle war ein Bau ohne Alter; die an einer Windung des Baches gleich einem gewaltigen Pilz aufgewachsen war; da war ein grosser Raum mit den grossen Backtrögen, dem Bett und einigen frommen Bildern. In der Wandung war eine kleine Öffnung eingelassen, durch die man den Teig zum Backen gab; von aussen gewahrt man nur die Vorderseite des Ofens, alles andere blieb — dank der Neigung des Bodens — in der Erde verborgen. Sobald die Brote — golden, küstig und appetitlich — gebacken waren, kamen die Eigentümer, sie zu holen, und sie konnten sich dabei trotz der grossen Zahl der Brote nicht irren, weil jedes von ihnen seine besondere Erkennungsmarke trug, eine Art Brotsiegel, mit eingegrabenen Initialen, von naiven Umrandungen geschmückt.

Der Müller sah uns kommen und betrachtete uns, halb ernst, halb lächelnd; er war es gewohnt, dass die Kinder ein wenig Furcht vor seiner Gegenwart empfanden wegen seines gesträussten und von Mehl behangenen Schnurrbarts und seines ein wenig rauhen Gesichtes, aus dem zwei sehr helle Augen strahlten, — die Augen eines glücklichen Mannes. Er lässt uns zum andermal die Geheimnisse dieses Erdenwinkels entdecken, wir durften in den grossen Raum und in den Mühlensaal eintreten und dann gar die warmen und duftenden Brote berühren.

Wie viele Brote es gab, hier in ihrem Eigenreich! ... Der Müller knetet, er entfacht das Feuer, er taucht den Ofenwischer in den dunkeln Schlund und hatte keinen Augenblick zu verlieren, denn von allen Seiten kommt man auf ihn zu, weil auf den Tischen die runden Brotlaibe nicht fehlen dürfen. Und er beiligt sich, Teig zwischen den Fingern, Teig hinter den Nägeln und Teig in allen Falten seines Gewandes.

Am Sonntag sagte er: «Die Brote sind gebacken.» Und man antwortete ihm: «Trink eines mit uns, Müller.»

Welch herrlicher Beruf, wie viele ergreifende Erinnerungen an ihm haften. Wie viele Frauen hatte er im Lauf der langen Jahre gesehen, die zu seiner Mühle hinabgestiegen waren. Und er sah sie kommen, gesenkten Hauptes, unter der Bürde einer unerbittlichen Last; langsam kamen sie näher, als ob sie Furcht empfanden. Er aber kannte die Triebfedern dieses Besuches.

Die Frau wagte nicht aufzublicken, während sie zu sprechen begann. Sie sagte mit gebrochener Stimme: «Es ist für die Kleinen. Wir haben kein Brot mehr. Wir geben es später zurück.»

«Ich verstehe.»
«Du bist gut, Müller. Danke.»
Brot zu leihen, Welch herrliche Gebärde!

Alle Tage Dessert —
und Dessert-Tag ist
DAWA - Tag!
Dr. A. Wander AG Bern

Für Handarbeiten gibt es
nichts Besseres als
Leinen



Der Bücherwurm

Darf ich vorstellen: meinen alten Freund und Mitarbeiter, den Bücherwurm. Er ist ein guter Wurm, ein blasser Wurm, sozusagen eine Perle von Wurm. Zwei blanko Reiben scharfer Nagezähne befähigen ihn, sich durch sämtliche Papiersorten zu frassen und auch vor Lederbinden nicht zu erschrecken...

Hanni Zahner: «Was kann das Elternhaus den Kindern mit ins Leben geben?»

An der Diskussion über das sogenannte «Halbstarcken-Problem» beteiligen sich heute weiteste Kreise. Man vertritt oft gesamtartig die «Jugend von heute», und auch die Eltern kommen dabei nicht gut weg. Es gibt in unserem Land bestimmt ein paar echte «Halbstarcke», d. h. unangepasste oder verwerfliche Jugendliche...

Zwei Bücher für Eltern und solche, die es werden wollen

Beide Publikationen sind Bearbeitungen von Radio-Vorträgen und daher allgemeinverständlich gehalten, beide auch warm zu empfehlen. Erwin Heilmann: Alt und Jung. Das Jugendproblem in heutiger Sicht, Victoria-Verlag, Bern.

In warmer, sympathischer Art wird das heutige (schlechte) Verhältnis zwischen Eltern und heranwachsenden Kindern beleuchtet. Der Autor geht nicht nur der unerfreulichen Beziehung zwischen den Generationen, sondern auch dem Halbstarckenamt auf den Grund, wobei klar wird, was eigentlich jeder denkende Mensch wissen sollte, dies ist in die Eltern und die Älteren sind, die das Verhalten und den Zustand der Jugend zu verantworten haben...

Werner Pfendsack: «Menschen, die Gott brauchen kann.» Friedrich Reinhardt AG, Basel

«Menschen, die Gott brauchen kann, sind das Erfordernis der Stunde. Sie sind die Bausteine der lebendigen Gemeinde... Alzulung haben wir die Zielsetzung, um derentwillen Christus sein Leben hingegeben hat, verkürzt. Wir haben die persönliche Seligkeit, die Rettung aus den Banden der Sünde... die Bekehrung des einzelnen ins Zentrum gestellt.

Sein Magen wäre eigentlich der eines Allesfressers, aber vor diesem Schicksal bewahren ihn seine sensible Nase, sein empfindsamer Gaumen, ja, und auch sein Alter, das ich freilich nicht verärrere; er würde es mir nicht verzeihen. Aber mit diesem Alter ist er «gschänderfrässig» geworden. Das ist sein volles Recht, alle edlen Seelen werden mit den Jahren wahrlicher. Dafür hat er sich eine gewisse nachsichtige Güte angeeignet und in Notzeiten geleimt, nicht nur von Leckerbissen zu leben.

Natürlich hat er eine schwarze Seele, was wollen Sie, das ist so bei Bücherwürmern, die Drucker-schwärze fährt ab. Aber diese schwarze Seele ist — obwohl in allen Wassern gewaschen — sozusagen ein besseres Ich, unser alter besseres Ich, denn es weiss um die absoluten Massstäbe und hat ewigen, unstillbaren Hunger danach. Deshalb ist mein Bücherwurm so selten glücklich, daher auch der tragische Schimmer in seinen Augen, den Sie doch hoffentlich bemerkt haben.

Das, was heute hier vorliegt, ist noch nicht durch meines Bücherwurmes Verdauungsapparat gegangen, so schnell verdauen Würmer denn doch nicht. Ich habe ihnen, liebe Leser und Leserinnen, vorerst nur seine Bekanntschaft vermitteln wollen, das nächste Mal wird er hoffentlich selber zu Ihnen sprechen.

Das alles hat seine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Aber es ist Voraussetzung, Durchgangsstelle, während das eigentliche Ziel des göttlichen Wirkens die Königreichsamt Gottes ist, der Durchbruch seines Reiches im Leben unserer Zeit und Welt.

Mit diesem eindringlichen Werk führt Werner Pfendsack, Pfarrer am Basler Münster, den Leser in die zehn Kurzbiographien von biblischen Persönlichkeiten ein. Die Kapitelsüberschriften sind zum Teil originell, z. B. Johannes Markus, ein jugendlicher Draufgänger. Lydia, die den Mut hat, die erste zu sein. Aquila und Priscilla, eine Ehe als Kampfgemeinschaft.

Wer nun näheres Verhältnis zu der oft schwer verständlichen Bibel gewinnen will, greife zu diesem Buch. Eine umfassende Kenntnis des zeitgeschichtlichen Hintergrunds, die Gabe des Sicheinfühlens können in manchmal nur angedeutete Situationen, eine lebendige, mitreisende Sprache zeichnen den Verfasser aus. Es gelingt ihm, dem Leser richtig Freude zu machen, sich weiter in der Bibel umzusehen. Was grau in grau war, wird plötzlich hell und farbig, Interesse weckend, packend. Der erklärende Text ist durchsetzt von allernah Lichtern: Hinweise auf die Gegenwart, nachdenkliche Stillhalte.

Was aber schmerzlich berührt, ist die Bemerkung über die beiden Frauen Euodia und Syntyche: «Sie haben nicht gepredigt. Die Stellung des Apostels in dieser Frage ist eindeutig negativ.» Eindeutig negativ! Im Philippenerbrief sagt Paulus von diesen Frauen: «die mit mir für das Evangelium gekämpft haben, zugleich mit meinen übrigen Mitarbeitern, deren Namen im Buche des Lebens stehen.»

Wie bedauerlich, dass Hfr. Pfendsack die textkritisch verdächtige Stelle 1. Kor. 14, 34, die nach dem Urteil bedeutender Theologen ein späteres Einschleichen sein muss, gegen die Predigtgültigkeit der Frau ausspricht, die textkritisch sichere Bibelstelle jedoch unberücksichtigt lässt, in der Paulus Frauen erwähnt, die aus Eingebung in der Versammlung reden, also predigen.

Aus neueren Forschungen geht hervor, dass es sich beim Schweigegebot 1. Kor. 14, 34 ausschliesslich um die Ordnung im Gottesdienst handelt. Die lernbegierigen Frauen sollen keine Fragen stellen, und die Ordnung nicht zu stören, Das Recht der Frau, in der Gemeindeversammlung aus Eingebung zu reden, wird davon nicht berührt.

1. Kor. 11, 5. Heute, wo die Kirche dringend alle Kräfte braucht, sollte man Frauen, die den Ruf zur Wortverkündigung vernommen haben, nicht immer von neuem Steine in den Weg werfen. Auch sie sind Menschen, die Gott brauchen kann. Auch sie sind Bausteine der lebendigen Gemeinde. L. v. S.

Georg Schwöbel: «Psychosomatische Medizin» Probleme und Wege Rascher Verlag Zürich und Stuttgart

Das Buch ist eine Bearbeitung von Vorlesungen, die der Autor an der Volkshochschule in Zürich gehalten hat. Die Aufführungen werden sich also an einen weiten Leserkreis, sind allgemein verständlich und zudem sehr lebendig geschrieben, so dass daraus Belehrung und Nutzen zu ziehen sind. Worum es geht? Nachzuweisen, dass der Mensch ein Ganzes ist, keine Zusammenstellung von Geist, Seele und Körper, wie das ältere so viele Theorien vertreten haben. Es ist nicht auszumachen, was an ihm «rein» geistig, «rein» seelisch und «rein» körperlich ist. Ja, letzteres gibt es gar nicht, immer ein Geistiges und Seelisches mit ins Körperliche verflochten. Jede Erkrankung eines Organs ist eine Gesamterkrankung des Menschen, doch so, dass die verschiedenartigen psychischen Einwirkungen auf das Körperliche, je nach ihrer Herkunft und nach der Körperkonstitution des Betroffenen, eher diese als jenes Organ betreffen. Chronische Verstopfung hat andere seelische Hintergründe als Migräne oder Herzinfarkt. An vielen Beispielen zeigt der Verfasser, wie es bei einem individuellen Menschen ausgerechnet zu «seiner» Krankheit kommen muss, aber auch, wie eine Heilung versucht und in vielen Fällen auch erreicht werden kann. Der Arzt soll demnach ein Psychotherapeut und der Psychotherapeut ein Arzt sein; nur so ist dem besonderen Wesen des Menschen gerecht zu werden um Heilung zu vermitteln. A. V.

Alfred Stucki: Billy Graham und Charles Fuller Verlag Heinrich Majer, Basel

Den Lebensbildern von Sadhu Sunder Singh, Albert Schweizer, Jeremias Gotthelf, Chr. F. Geller und mehreren andern, die in schmucken Bänden bei H. Majer erschienen sind, reiht sich in dieser erweiterten Auflage ein weiteres an über Americas grosse Evangelisten, von denen Billy Graham ein grosser Anzahl von Schweizern durch sein Auftreten im Hardturmstadion 1955 und 1960 bekannt geworden ist. — Billy Graham ist ein Farmersohn aus Nord-Karolina, 1918 geboren. Er wollte in seiner Jugend ein Sportheld werden, erfuhr aber in einer Erweckungsversammlung eine völlige Richtänderung seines Lebens. Zuerst Prediger an einer Baptistengemeinde in einem Vorort Chicagos, legte er bald sein Pfarramt nieder, um sich der internationalen Bewegung «Die Jugend für Christus» zu widmen. Er rief selbst eine gewaltige Organisation ins Leben: die Billy-Graham-Evangelisations-Gesellschaft mit Sitz in Minnesota, der die Finanzierung der «Stunde der Entscheidung» durch Radio und

Fernsehen sowie die Herstellung seiner Erweckungsfilme obliegt. Als Evangelist wirkte Graham nicht nur in seiner Heimat Amerika, sondern auch auf einem grossen Feldzug 1954 in London, dann in Frankreich, Finnland, Holland, Schweden und Deutschland. Auf seinem Europa-Feldzug besuchte er zweimal die Schweiz. 1956 und 1959 war er im Fernen Osten, in Indien, auf den Philippineninseln, auf der Insel Formosa, in Südchina, in Japan und Korea. 1959 reiste er nach Australien und Neuseeland, 1960 besuchte B. Graham zehn Staaten in Afrika. Wo er auch hinkommt, grenzt die Zahl der Zuhörer, die sich zu seinen Predigten drängen, an Phantastische, so dass sein Biograph Stucki mit Recht von ihm sagt, er sei wie ein Kommet am christlichen Himmel emporgestiegen.

Charles Fuller, Americas grosser Radio-Evangelist, heute in den 70er Jahren, stammt aus Süd-Kalifornien, wo sein Vater eine Orangenplantage besass. Er selbst wurde Leiter eines Orangen-Versandhauses in Placentia. Durch einen zum Glauben gekommenen Ringkämpfer, dessen Predigt er hörte, wurde Fuller so ergriffen, dass er sein Geschäft aufgab. «Ich muss Seelen erretten, denn das allein ist in dieser Welt von wahren Wert.» Zum Baptistenprediger ausgebildet, wirkte er 1924—1933 in Placentia. Seit 1933 widmete er sich völlig der Genossenschaft zur Ausbreitung des Evangeliums durch das Radio. Die hohen Kosten werden auf freiwilligem Weg von vielen Millionen Hörern zusammengebracht. Für Europa wird die «Erweckungsstunde» jeden Donnerstags nachts von 12 bis 0.30 Uhr über den Sender Luxemburg ausgestrahlt. L.v.S.

«Freiheit und Friede sind unteilbar». Ein Querschnitt durch die jüngste Zeitsgeschichte, mit Beiträgen namhafter Autoren und einem Geleitwort von Peter Dürrenmatt. Herausgeber: Pro Libertä Bern.

«Es wird für die Zukunft aller Völker entscheidend sein, dass der Westen bereit ist, den Kampf um die Wahrheit auch im Zustand der Koexistenz auszufechten. «Freiheit und Friede sind unteilbar» nichts anders, als einen Beitrag an diesen Kampf um die Wahrheit zu leisten.»

So schreibt der bekannte Basler Publizist Peter Dürrenmatt in seinem Geleitwort zu diesem auftriftenden Buch. Gerade im Hinblick auf die Besuchsdiplomatie und die Gipfelkonferenzen ist es wichtig,

dass sich die freie Welt von den Zielen und Methoden des Weltkommunismus ernsthaft Rechenschaft gibt. Das ebenso aktuelle wie anregende Buch zeigt in treffenden Beispielen, was kommunistische Versprechungen und Verträge wert sind, was die Arbeiterschaft unter der «Diktatur des Proletariats» zu erwarten hat, wie das Recht zur Kritik systematisch unterbunden wird und welche Folgen die Präsenz der Sowjetunion und ihrer Satelliten in der UNO hat. Es zeigt aber auch, wie die östlichen Friedensschalmeien zu bewerten sind und was von den «Abrüstungsvorschlägen» des Kremis zu halten ist. Sehr erhellend wird nachgewiesen, dass nur der demokratische Rechtsstaat willens und fähig ist, völkerrechtliche Verpflichtungen einzuhalten, wogegen der totalitäre Staat Abmachungen und Verträge stets dann als Papierfetzen behandelt, wenn das seinen Zielen dient. In drei mahnenden Schlusskapiteln wird jeder von uns aufgerufen, mit einer positiven inneren Geisteshaltung der kommunistischen Weltgefahr zu begegnen, damit dem feigen Zurückweichen vor Lüge und Gewalt ein Ende gesetzt wird.

C. Cookson: «So ein Persönchen», und C. Cookson: «Das Persönchen und der Herr.» Verlag Herder, Freiburg

Mary Ann ist die Heldin dieser beiden Erzählungen, jeder Band in sich abgeschlossen, die den Leser dank ihrer Wärme und Tapferkeit gefangen nimmt. Mit unbetrieblarem Mut und allen Ränken weiblicher Diplomatie weiss das kleine Mädchen ihren Vater zu verteidigen; doch nicht allein in Worten, sondern noch viel mehr in Taten. Zähl und allen Widerständen zum Trotz verfolgt sie den Weg, den Mann, an dem sie mit rührender Liebe hängt, zurückzuführen in einen Beruf, der seinen Fähigkeiten entspricht und ihn dadurch von der Trunksucht errettet. Man möchte wünschen, dass diese beiden Bände recht vielen Eltern und auch Trinker in die Hände gelegt würden. Es geht dabei um mehr als um überaus lebendige Schilderungen eines Lebensabschnittes einer Familie; mit feinstem psychologischen Verständnis und zartestem Einfühlungsvermögen werden die Regungen einer Kinderseele behutsam nachgezeichnet, ihr Hoffen wie ihre Verzweiflung, ihr Glaube und ihre Liebe. Was uns Catherine Cookson mit diesem «Persönchen» geschenkt hat, ist keine nur erdachte Gestalt, sondern ist wirkliches Leben in seiner Vielfalt und Problembedenheit.

Nervösen Frauen hilft Femisan. das Stärkungsmittel für Herz und Nerven; es bessert Monats- und Wechseljahrsbeschwerden, Kopfschmerzen und Müdigkeit, verleiht neue Nervenkraft und frisches Aussehen. Das Schweizer Frauenpräparat der Vertrauensmarke. Flasche Fr. 8.85, Kurflasche Fr. 18.75. In Apotheken und Drogerien.

Physikalische THERAPIE. Hs. Andres, Zürich 6. dipl. Physiotherapeut. Schuechlerstrasse 46. Tel. 26 21 90. Privat-Sauna, Aescusal-Bad, Heil-Massage, Extensions Sport-Massage, Fango-Packungen, Bindegewebstechnik, Korrekturymmasik, Unterwasserstrahlmassage, Süml. Medizinal-Bäder. Zuverlässige Ausführung aller ärztlichen Verordnungen.

Paying Guests. welche Ruhe, Erholung, evtl. Diät nötig haben. Tel. (021) 7 59 26. A. E. Frank-Hottinger, dipl. Diätetikerin.

Mühlgasse 21 Zürich 1 051/32 64 36. Pianohaus Ramspeck. Ubungsräume für Unterricht. Zusammenstellen Übungszeuge.

Wann Ihnen unser Blatt gefällt, melden Sie uns laufend Namen und Adressen von Frauen, denen wir das «Schweizer Frauenblatt» zur Ansicht senden können. Sie helfen damit, das Blatt in weitere Kreise zu tragen.

Ein zugerechter Schuh der Ihren Wünschen entspricht. Solidus. Elegante, bequeme Schuhe für Damen und Herren.

hugo peters. «Werner», eines von 10 schönen Couchbetten aus eigener Werkstatt — mit oder ohne Betzeugraum. Bettstatt Fr. 425.— Modelle ab Fr. 83.— Dazu DEA- und Roshamartratten. Nach individuellen Wünschen: — mottig weich — beliebig hart — oder extra warm. Bellevaux, Limmattal 3. Telefon 24 73 79. ZÜRICH LHMAT-QUI 3.

Administration «Schweizer Frauenblatt», Winterthur.

Schuh-Sorgen? dann Solidus-Schuhe!

- Tragen Sie Solidus-Naturform-Schuhe! Elegante, bequeme Schuhe für Damen und Herren: a) für gesunde Füsse b) für empfindliche Füsse c) mit Fussbett d) für lose Einlagen e) für starke Ballen f) für schmale Füsse g) Spezialität: für breite bis breitesten Füsse

Basler Missionsbuchhandlung. Missionsstrasse 21. Basel 3. Seit 144 Jahren rascher und zuverlässiger Versand.

ALKOHOLFREIE GASTSTÄTTEN. ST. MORITZ Hotel Bellaval. Alkoholfrei. Angenehmes Haus am See. Sehr gepflegte Küche. Jahresbetrieb. Tel. (082) 3 32 45.

BETTY KNOBEL: «Zwischen den Welten»

Ein schweizerischer Familienroman, der sich im Glarnerland, in Grubünden und Zürich abspielt — also ein ausgesprochen schweizerisches Werk, in dessen Gestaltung dicht, literarisch verarbeitet, manche Probleme der Schweizer Frauen verflochten sind. 228 S., in zweifarbigen, broschürten Umschlag. Zu bestellen in allen Buchhandlungen und beim Verlag «SCHWEIZER RAU» 1477, Technikumstrasse 83, Winterthur. Tel. (082) 22 52.

Solidus-Schuhhaus, Zürich. Birmensdorfstrasse 53. Tram 14 ab Hbf. Främlthalstele BfH Wiedikon. E. Friz, Schuhhaus, Baden. Weite Gasse 17. Schmerzlöse Fusspflege. Fussstützen nach Mass. Beachten Sie unsere Schaufenster.

ASCONA. Alkoholfreies Speise-Restaurant Vegetarisch. «TIMEO» Tea-room. Hier essen Sie gut, gesund und preiswert. Aussichtsterrasse. H. u. K. Hessel/With. 3 Min. von Post. Tel. (093) 7 39 72. Winters geschlossen.

Das gute Besteck. Messerwaren und Bestecke. Bahnhofstrasse 31, Zürich. Tel. 23 95 82.

Dank «Merkur»-Rabattmarken 33 1/2 % billiger reisen denn für 4 gefüllte Sparkarten = Fr. 4.— erhalten Sie 6 Reisekarten im Werte von Fr. 6.— «MERKUR» KAFFEE-SPEZIALGESCHAFT

